Der grundgescheute Antiquarius

Heft 2/3 * Erich Lichtenstein Verlag Weimar * Jahrgang II

Von dieser Zeitschrift erscheinen im Jahre sechs Hefte. Preis des Heftes ca. Mk. 300.—. Den Druck in der Original-Schwabacher besorgten Mänicke & Jahn A.-G. in Rudolstadt, das Zeichen auf dem Umschlag ist von Bruno Goldschmitt. Die Zuschriften und Sendungen zum eigentlichen Text und zu den Bücherbesprechungen sind an den Herausgeber Carl Georg von Maassen in München, Friedrichstr. 21 zu richten, die zu den Katalogen, Versteigerungen und Anzeigen an den Verlag in Weimar, Junkerstraße.

Inhalt
des E. T. A. Hoffmann-Heftes

E. T. A. Hoffmanns Tod am 25. Juni 1822 33
Ein Hoffmann-Brevier 39
Ein unbekannter Brief Hoffmanns an Körner 47
Hoffmann im Urteil seiner Zeitgenossen I 51
Eine Hoffmann untergeschobene Zeichnung J. P. Cysers . . . 62
Ein Romantikerscherz 63
Die Papenstraße 66
Hoffmanns „Hermate" und Hummels Gemälde 68
Julia Mark-Reliquien 71
Posthume Hoffmannporträts 84
Unerfaßte Hoffmannbriefe 91
Bücherbesprechungen 99

Dazu drei Bildbeigaben:

Hummels Gemälde „Die Gesellschaft in einer italienischen Locanda" . . . 69
Faksimile eines Gedichtes auf Julia Marks Geburt 73
Hoffmann. Eine Litbographie von Delemud 88

Der grundgescheute Antiquarius

Herausgegeben von Carl Georg von Maassen

Zweiter Jahrgang | Weimar, Januar 1923 | 2. und 3. Heft

Sämtliche Beiträge dieses Doppelheftes sind vom Herausgeber

E. T. A. Hoffmanns Tod am 25. Juni 1822

Den einzigen authentischen Bericht über Hoffmanns letzte Krankheit und über sein Ableben besitzen wir von der Hand seines Biographen Julius Eduard Hitzig. Wir setzen die anschauliche und ergreifende Schilderung mit des Freundes eigenen Worten aus dem Erstdruck des Werkes „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" (Teil II, Berlin, bei Ferdinand Dümmler 1823) hier ab. Bisher ist sie in ihrer wörtlichen Fassung niemals wiederholt worden:

»Hoffmanns letzter Geburtstag, der 24te Januar 1822, war von den bedeutendsten Auspizien für ihn begleitet. Was seit den Jünglings-Jahren nicht der Fall gewesen, er konnte ihn mit seinem ältesten Freunde Hippel, der noch in Berlin verweilte, feiern, und von seinen späteren liebsten Freunden fehlte auch kein einziger als Contessa, der sich auf dem Lande befand. Aber schon hatte die sich entwickelnde Krankheit ihm die Flügel gelähmt. Er trank Selterser Wasser, während er seiner Gesellschaft die köstlichsten Weine vorgesetzt, und, wenn er sonst bei solchen Gelegenheiten mit der unermüdlichsten Beweglichkeit den Tisch umkreiste, um einzuschenken und die Unterhaltung anzufachen, wo sie stockte, so saß er heute den ganzen Abend an seinen Lehnstuhl gefesselt. Nach Tische nahm die Unterhaltung zwischen Hippel und Hoffmann eine Wendung, die, wie sie Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit herbeirief, auch des Todes und Sterbens erwähnen ließ. Der Herausgeber, mit unter den Geladenen, warf, vielleicht ihm selbst unbewußt, ein Wort dazwischen, dessen Sinn

ungefähr das bekannte „Das Leben ist der Güter höchstes nicht" war. Aber Hoffmann fuhr ihm mit einer Heftigkeit, die so den ganzen Abend nicht zum Ausbruch gekommen war, entgegen: „Nein, nein! Leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch seyn möge." Es lag etwas Entsetzliches in der Art, wie er diese Worte herausstieß, und sein Wunsch ist später auf eine furchtbare Weise in Erfüllung gegangen.

Denn er lebte zwar von da ab wirklich noch fünf Monate — aber unter welchen Bedingungen! Mit jedem Tage, möchte man sagen, versagte ein oder das andere Glied seines Körpers mehr und mehr den Dienst: Füße und Hände, Folge der sich ausbildenden Rückenmarksdarre (tabes dorsalis) starben ganz ab, ebenso einzelne Theile des innern Organismus, und den Tag vor seinem Tode, wo die Lähmung bis hinauf an den Hals getreten war, glaubte er sich völlig genesen, weil er nirgend Schmerz mehr fühlte.

In diesem, über allen Begriff jammervollen, Zustande, der jedem, der ihn sah, durch die Seele ging, verläugneten sich bei ihm keinen Augenblick die höchste Liebe zu dem Leben, der unerschütterliche Glaube, daß es ihn nicht laßen könne, und eine in Vergleichung mit seinen gesunden Tagen fast noch gesteigerte Heiterkeit, ja großentheils Ausgelassenheit. Der ernste Richter, der es ihm zum Verbrechen machen mag, daß er über manche Staats-Einrichtungen oder ähnliche Gegenstände seinem Scherz freien Lauf gelaßen, hätte nur einmal Zeuge seyn sollen, welch eine unerschöpfliche Quelle der launigsten Einfälle er sich selbst in seiner Hülfslosigkeit wurde. Daß sein Stiefelputzer ihn mit nervigten Fäusten ins Bad warf, wie man ein Stück Holz ins Wasser schleudert — daß eine sorgsame Magd ihn dann, wenn er wieder angekleidet (was leider bei seiner Zusammengeschrumpftheit leicht möglich war), oft wie ein Kind auf die Arme nahm und ihn ins Bette trug, und tausend kleine Ereignisse dieser Gattung, wurden ihm zu Festen, und er fühlte sich glücklich, wenn er seinen Freunden täglich Neues in diesem Geschmack erzählen und ausmahlen konnte. Alle seine Umgebungen trugen besondere Namen; sein Abschreiber z. B. hieß der Domicellar, weil er mit einem solchen, den er in Bamberg gekannt, Ähnlichkeit hatte usw.

Eines Tages im März erfuhr der Herausgeber, daß Hoffmann am frühen Morgen eine Deputation begehrt, um sein Testament zu errichten. Da er hierin eine Überzeugung von der Verschlimmerung des Zustandes des Kranken zu erblicken glaubte, so eilte er zu ihm, fand ihn aber ganz fröhlich und ließ sich erzählen, wie er nur testiert habe, weil die Gefahr gewiß vorüber sey und er es doch nicht darauf ankommen lassen wolle, vielleicht wieder in eine solche Lage zu kommen, daß er dann nicht mehr letztwillig verfügen könne. Es wäre ja aber auch leicht möglich, daß seine Frau vor ihm sterbe, und dann beuge das wechselseitige Testament allen Weiterungen mit ihren Verwandten vor. So raisonnirte er auch später über sich, als die Freunde den Tod ihm schon auf den Lippen sitzen sahen. —

In der Mitte des April traf ihn ein harter Schlag. Hippel, der wie Hitzig fast keinen Tag vorübergehen ließ, ohne ihn zu sehen — seine Weinhausgenossen hatten ihn zum Theil verlassen, seitdem er an das Krankenlager geheftet war, zum Theil waren sie ihm zuwider geworden, und er hatte... freiwillig gelobt, den schlechten Umgang zu meiden, sobald er wieder genesen — Hippel war genöthigt, in seine Heimath zuzurückzukehren. Schon mehrere Abende hintereinander hatte er Hoffmann besucht, um ihn mit der Nähe des Scheidens bekannt zu machen, aber nicht den Muth dazu fassen können. Seine Mißstimmung war dem Kranken aufgefallen und fast jeden Abend der Gegenstand seines Tadels gewesen; am meisten den letzten vor der Abreise, den 14ten April 1822.[1]) Hippel konnte Hoffmann die Wahrheit nun nicht länger verbergen. Er gerieth darüber außer sich. Es schien, als ob der Schmerz ihm die längst verlorenen Kräfte wiedergegeben. Krampfhaft warf er sich im Bette hin und her mit dem Ausruf: „Nein, nein, es kann nicht seyn, Du kannst nicht reisen, Du kannst mich nicht verlassen!“ und dabei verweigerte er die schon halb erstorbene Hand zum Abschiede. Endlich gelang es Hippel, ihn von der Nothwendigkeit seiner Reise zu überzeugen. Hoffmann ward

[1]) Im 46. Stück der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung“ von Dienstag, den 16. April 1822, heißt es unter den „amtlichen Nachrichten“: „Abgereist: Der Regierungs-Chef-Präsident von Hippel nach Marienwerder.“ (Anm. des Herausgebers.)

ruhiger, reichte ihm die Hand, sprach von Wiedersehen, weinte — was bei ihm eine seltene Erscheinung — bitterlich, und Hippel ging — um den Freund nie wieder zu umarmen.

Bald nach diesem für ihn so schmerzlichen Ereignisse richtete sich Hoffmann jedoch an der Kraft des eigenen Geistes wieder auf. Er fing nämlich an, die vielen Stunden, die er ohne Gesellschaft und zum Theil in der Nacht ohne Schlaf zubringen mußte, damit auszufüllen, daß er einem Schreiber, der zugleich Krankenwärterdienste versah und deshalb immer um ihn war, dictirte, da nun eine totale Lähmung der Hände sich eingefunden hatte. Und diese Beschäftigung ergötzte ihn so sehr, daß er eines Tages gegen Hitzig äußerte: er wolle es sich schon gern gefallen lassen, daß er an Händen und Füßen gelähmt bliebe, wenn er nur die Fähigkeit behielte, fort und fort dictando zu arbeiten. — So wie etwas vollendet war, wurde es dem erwähnten Freunde zur Durchsicht übergeben, und wenn dieser es loben mußte, triumphirte der arme Kranke darüber, daß noch ein so kräftiger Geist in dem Scherben von Körper wohne, und schöpfte aus der Gesundheit des einen neue Hoffnung auch für die Genesung des andern.

Einen noch merkwürdigeren Beweis seiner nicht zu erschöpfenden Seelenstärke mögen aber folgende Umstände geben.

Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entsetzliche Versuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eisen, an beiden Seiten des Rückgrats herunter, die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre. Hitzig, durch unabwendbare Geschäfte verhindert, der Operation beizuwohnen, eilte nach deren Beendigung voller Angst zu dem Patienten und kam etwa eine halbe Stunde nachher an.

„Riechen Sie nicht noch den Braten-Geruch?" rief ihm Hoffmann entgegen, erzählte mit der umständlichsten Genauigkeit die fürchterliche Procedur, fand es ganz natürlich, daß bei einem so exotischen Subjekte wie er die Ärzte auch die exotischesten Mittel versuchten, und setzte hinzu: während des Brennens sey ihm eingefallen, daß der * * * ihn plombiren lasse, damit er nicht als Contrebande durchschlüpfe.

Etwa den 20ten oder 21ten Juny zeigten sich die Vorboten des nahen Todes in der Unfähigkeit, etwas zu genießen, einer größeren Neigung zum Schlaf, als früher Statt gefunden, und einer Unlust an den gewohnten Beschäftigungen. Am 24ten Abends war er, wie früher bereits erwähnt, schon erstarrt bis zum Halse und fühlte bis in diese Region des Körpers keinen Schmerz mehr. „Nun werde ich wohl bald durch seyn," rief er dem ihn besuchenden Arzte entgegen, „mir thut nichts mehr weh." — „Ja wohl", erwiderte ihm jener mit anderer Deutung, „nun werden Sie bald durch seyn!"

Am frühen Morgen des 25ten Juny fingen die Wunden seines zerfleischten Rückens an, heftig zu bluten. Seine Umgebungen ahndeten, was bevorstehe. Er rief den Schreiber und Wärter und sagte ihm etwas, was dieser nicht mehr verstand. Darauf trat die Frau an das Bette; er forderte, daß sie ihm die gelähmten Hände ineinander legen sollte, und sie will ihn dabei die Blicke gen Himmel richten gesehen und gehört haben, daß er die Worte gesprochen: „Man muß doch auch an Gott denken!" Alles erwartete jetzt seine Auflösung, aber noch einmal flammten die Lebensgeister auf. Er sagte später noch, er fühle sich wohl, wolle heut Abend an der Erzählung „der Feind" weiter dictiren, was er seit mehreren Tagen nicht gethan, und verlangte, man solle ihm die Stelle vorlesen, wo er steh'n geblieben.

Seine Frau suchte es ihm auszureden, er ließ sich im Bette umdrehen, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, verfiel in Todesröcheln und, als zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hitzig geschickt wurde, der sich in der Gerichtssitzung befand, und dieser herbeistürzte — fand er schon den Freund nicht mehr!«

Dieser Bericht Hitzigs zeigt Hoffmann in seiner vollen Eigentümlichkeit. Selten wird die Natur einen Menschen mit einer so ungeheuren Lebenskraft hervorgebracht haben. Sein unermüdlich tätiger Geist ließ den Dichter gar nicht recht zum Bewußtsein des körperlichen Absterbens kommen. Über den Gedanken und Bildern, die der Kopf unermüdlich produzierte, vergaß Hoffmann der Leiblichkeit ganz und gar. Vergleichbar einer Maschine, deren Räder sich noch in voller Kraft und im ge-

wohnten eiligen Getriebe drehen, obwohl der Kessel schon geplatzt und das Feuer bereits erloschen ist. Von keinem Dichter, von keinem Künstler wissen wir ein gleiches.

Ganz und gar würdig einem solchen Geiste ist das Lied, das Friedrich Förster zu Hoffmanns Totenfeier am 29. Juni 1822 für den Freundeskreis gedichtet hatte. Es ist so schön, daß wir es unserm Hoffmannhefte einverleiben wollen.[1])

Nachruf an unsern Freund Hoffmann

(gesungen in der Liedertafel zu Berlin)

Es wird kein Kranz von uns gewunden,
Daß seine Rosen nicht verblühn,
Des Lebens schöne Feierstunden,
Sie gehen auf, sie fahren hin.
Wir reichen traulich uns die Hände,
Wir meinen wohl, wir halten fest;
Und ob uns auch ein Gott verbände,
Wir scheiden bald von diesem Fest.

Nur Eines ist uns unverloren
Und fürchtet nicht des Grabes Haft,
Der Geist, der aus dem Geist geboren,
Das Unvergängliche erschafft.
So schied ein Freund aus unserm Bunde,
Er sprach uns manches heitre Wort,
Er lebt in jeder guten Stunde
Bei uns in seinen Liedern fort.

---

[1]) Wir geben das Gedicht nach dem (offenbar zweiten) Druck im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1823" (Leipzig, bei Joh. Friedrich Gleditsch) S. 315 f. wieder. — Es entspricht bis auf unbedeutende, wohl durch den Setzer veranlaßte Abweichungen dem, welches Hans von Müller in der „Frankfurter Zeitung" vom 25. Juni 1901 nach der Berliner Zeitschrift „Der Zuschauer" vom 6. Juli 1822 veröffentlicht hat. Der Druck im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" scheint bis jetzt unbekannt geblieben zu sein.

Wir suchen Dich nicht in den Tiefen,
Wir suchen Dich nicht hoch und fern,
Hier wehn die Geister, die Dich riefen:
Des Weines und der Liebe Stern.
Und soll Dich Glockenton geleiten
Auf Deines Lebens letztem Gang,
Wohlan! so laßt die Gläser läuten
Zu hellem, frohem Festgesang!

Ein Hoffmann-Brevier

Ist es ein Zufall oder liegt es in Hoffmanns durchaus subjektivem Wesen tief begründet, daß man bis heute noch keine Zitatensammlung aus seinen Werken hat, daß er überhaupt nur selten, sehr selten einmal mit einer Stelle aus seinen Schriften angeführt wird? Man denke nur, wie oft der „Geist" aus Jean Pauls Werken ausgezogen worden ist, von unseren Klassikern ganz zu schweigen. Man schlage nur den Büchmann, Herrn Fried oder eine andere ähnliche Sammlung auf, es gibt kein einziges „geflügeltes Wort" von Hoffmann. Nur wenn jemand einmal über Hoffmann selbst einen Aufsatz schreibt, nimmt er zum Belegen oder zur Ausschmückung ein paar Sätze aus des Dichters Werken. Es sieht danach fast so aus, als habe dieser gar nichts gesagt, das allgemeine Gültigkeit hätte, oder als habe er es nicht verstanden, seinen Gedanken die letzte Prägung zu geben. Selbst Johannes Brahms, der sich für den eignen Gebrauch einen Zitatenschatz zusammenstellte und ihm aus großer Verehrung für Hoffmann den Titel „Des jungen Kreislers Schatzkästlein" gab, hat in diese aus vier verschiedenen Büchern bestehende Sammlung nur zwei, noch dazu ziemlich belanglose Zitate aus den Serapionsbrüdern aufgenommen.[1]) Wir möchten uns

[1]) Vergl. Des jungen Kreislers Schatzkästlein. Aussprüche von Dichtern, Philosophen und Künstlern. Zusammengetragen durch Johannes Brahms. Herausgegeben von Carl Krebs. Berlin. Verlag der Deutschen Brahmsgesellschaft m. b. H. 1909. S. 3 und 93. Dazu im Vorwort S. V und VII.

diese geradezu verwunderliche Erscheinung so erklären, daß er zu ständigem Gebrauche eine Ausgabe von Hoffmanns Werken besaß, in welcher er sich alle ihm merkwürdigen Stellen besonders gekennzeichnet hatte. In einem Hamburger Unterhaltungsblatt aus dem Jahre 1827 „Die Biene" (herausgegeben von Ludewieg) findet sich unter dem Titel „Rhapsodisches Allerlei von E. T. A. Hoffmann" ein kleiner Ansatz zu einer Zitatensammlung, sie enthält aber nur Auszüge aus den „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors".[1]) Bekanntlich hörte wenige Jahre nach Hoffmanns Tode das Interesse des deutschen Lesepublikums für ihn auf, um so begieriger griffen nun die Franzosen nach ihm, und noch heute geben die zahlreichen französischen Ausgaben Hoffmannscher Werke Zeugnis von dem Siegeszug des deutschen Phantasten durch Frankreich, denn nur als solchem wurde ihm von der romanischen Rasse gehuldigt. So häufig nun unser Dichter auch in den Werken selbst der bedeutendsten französischen Autoren zitiert wurde (von Balzac über Théophile Gautier, Chamfleury, Murger, Musset, Gérard de Nerval, Baudelaire bis Barbey d'Aurévilly, welch letzter übrigens ohne jedes tiefere Verständnis für ihn war), selbst die Franzosen haben ihn, was den Ideeninhalt seiner Werke anbelangt, kaum beachtet. Über dem barocken Phantasten, über dem witzigen Fabulanten vergaßen sie ganz den feinen Menschenbeobachter, den erbarmungslosen Analytiker, den tiefsinnigen Seelenforscher. Wir wollen uns doch nicht verständnisloser hinstellen, als wir sind, wenn wir die Vorliebe der Franzosen für Hoffmann stets gegen die Gleichgültigkeit und Geringschätzung zweier deutscher Generationen ausspielen, auch die Franzosen haben zur Zeit ihrer Hoffmann-Begeisterung den ganzen Wert unseres Dichters, in seinem vollen Umfange nur deutscher Wesensart verständlich, nicht erfaßt, sondern nur einen Teil desselben, und nicht einmal den besten, erkannt. Das beweisen zur Genüge schon die Übersetzungen ins Französische: nicht nur die Eigenart des Hoffmannschen Stiles wird häufig genug durch eine

[1]) A. a. O. S. 220. — Goedeke (VIII, 37. 183) nennt den Herausgeber Fr. F. Ludwig.

oft bis zur vollkommenen Flachheit ausgewalzte Glätte verwischt, auch das gedanklich Wertvolle wie jene unsagbar reizvollen Stimmungsmomente verschwinden bisweilen, rücksichtslos als überflüssige Anhängsel ausgemerzt. Damit soll nicht gesagt werden, daß nicht der eine oder andere Franzose ihrer gewahr wurde, und merkwürdigerweise zeigt uns das gerade ein Opernlibretto,[1]) aber im allgemeinen war der Enthusiasmus für Hoffmann auf Äußerlichkeiten begründet. So findet sich denn auch eine größere Reihe von Zitaten aus Hoffmanns Werken in einer in französischer Sprache herausgegebenen Sammlung von Sentenzen aus deutschen Schriftstellern: La Morale Universelle. — L'esprit des Allemands. Pensées, Maximes, Sentences et Proverbes, tirés des meilleurs écrivains allemands, recueillis et mis en ordre alphabétique par A. Morel et Ed. Gérimont. Leipzig. Collection Hetzel. Alph. Durr, Libraire-Éditeur (o. J. = 1860). Das Buch war trotz des deutschen Verlages für das Ausland bestimmt, nach dem Druckvermerk wurde es bei J. Nys in Brüssel gedruckt. Die deutschen Schriftsteller, die hier zu Worte kommen, bieten in ihrer Zusammenstellung ein merkwürdiges Bild. Von den älteren sind es u. a. Rabener, Lessing, Pfeffel, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Lichtenberg, Schelling, Friedrich II., Kant, Moritz, Hippel. Sogar Logau, Leibniz, Luther usw. sind vertreten. Von den Romantikern finden sich die berühmtesten Namen nicht, nur A. W. Schlegel ist einmal vertreten, nur einmal Ludwig Tieck, wogegen die Namen Arnims, Brentanos u. a. fehlen, besonders Tieck hätte eine reiche Fülle wertvoller Sentenzen beisteuern können. Dagegen tauchen einige spätere, verwässerte Romantiker wie Weisflog, Arthur von Nordstern, Bührlen, Luise Brachmann, Schefer, Zschokke, Schulze u. a. auf. Am meisten sind Goethe und Jean Paul vertreten. Das junge Deutschland kommt mit Gutzkow und Heine zu Wort. Von neueren finden sich die

[1]) Jules Barbiers Text zu Offenbachs Oper „Hoffmanns Erzählungen", der durch die Kenntnis nicht nur der für das Libretto verwendeten Hoffmannschen Geschichten, sondern seines gesamten Werkes überrascht. Wir werden darauf noch an anderem Ort ausführlicher zu sprechen kommen. Bis jetzt hat man die Eigenart dieses meisterhaft gefaßten Textbuches noch nicht voll gewürdigt.

Namen Auerbachs, Halms, Hegels, Immermanns, Otto Ludwigs, Grillparzers usw. Unser E. T. A. Hoffmann ist neunzehnmal durch das ganze 346 Seiten starke Buch vertreten. Es sind Aussprüche über Liebe, Ehe, junge Mädchen, Glück, Neid, Kummer, Unglück, öffentliche Meinung, Menschenfreundlichkeit, Eitelkeit u. ä. Fast alle sind in der Übersetzung de la Bédollierès wiedergegeben, der ja in mehreren Ausgaben sehr viel von Hoffmann übersetzt hat.[1]) Nach welchem Rezept die beiden Herausgeber gerade dieses Ragout bereitet haben, vermag ich nicht zu erraten. Sie hätten wahrhaftig eine originellere und für Hoffmann bezeichnendere Auslese treffen können. Aber auch die Auswahl aus den anderen Autoren scheint nach einem flüchtigen Blick nicht besser ausgefallen zu sein. Wie dem auch sei, für uns ist es wertvoll, festgestellt zu haben, daß man wenigstens einmal den Versuch gemacht hat, einen kleinen Zitatenschatz aus Hoffmanns Werken herauszuklauben, einen Versuch, den man niemals wiederholt hat. Und man darf hinzufügen: leider! Denn gerade eine geschickte und kluge Zusammenstellung von Zitaten aus Hoffmanns Werken hätte ein außergewöhnlich anregendes Büchlein gegeben. Vor nunmehr siebzehn Jahren hatte ich selbst einmal den Anlauf zu einem kleinen „Hoffmann-Brevier" genommen. Aber wie so vieles andere ist auch dieser Plan nicht ausgeführt worden. Um ihn aber heute durchzuführen, müßte ich weit mehr Muße und Freiheit haben, als mir in diesen tristen Zeitläuften zur Verfügung stehen. Von der damals geplanten Sammlung sind mir beim Nachsuchen wieder einige Auszüge, die ich zu genanntem Zwecke gemacht hatte, in die Hände gefallen. Leider nur ein Fragment der einstigen Sammlung. Ihr kleiner Vorrat genügt nicht, eine hübsch gruppierte Auswahl zu treffen, doch wollen wir, um wenigstens einen Begriff davon zu geben, daß ein solches Hoffmann-Brevier nicht in das Reich der Unmöglichkeiten gehört, einige dieser Auszüge wiedergeben:

---

[1]) Z. B. Contes des frères Sérapion (1860), L'Elixier du Diable (1861) usw.

Welt und Dichtung

Das, was sich wirklich begiebt, ist beinahe immer das unwahrscheinlichste.

Serapionsbrüder, Rat Krespel.

Die wirklichen Erscheinungen im Leben gestalten sich oft viel wunderbarer als alles, was die regste Fantasie zu erfinden trachtet. Ich meine, daß die Geschichte davon hinlänglichen Beweis gibt und daß eben deshalb die sogenannten historischen Romane, worin der Verfasser in seinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien den Thaten der ewigen, im Universum waltenden Macht beizugesellen sich unterfängt, so abgeschmackt und widerlich sind.

Nachtstücke, Das öde Haus.

Ich will mich nicht darauf als auf etwas Altes, zum Überdruß wiederholtes beziehen, daß sonst den Dichter und den Seher dasselbe Wort bezeichnete, aber gewiß ist es, daß man oft an der wirklichen Existenz der Dichter eben so sehr zweifeln möchte als an der Existenz verzückter Seher, welche die Wunder eines höheren Reichs verkünden! Woher kommt es denn, daß so manches Dichterwerk, das keinesweges schlecht zu nennen, wenn von Form und Ausarbeitung die Rede, doch so ganz wirkungslos bleibt wie ein verbleichtes Bild, daß wir nicht davon hingerissen werden, daß die Pracht der Worte nur dazu dient, den inneren Frost, der uns durchgleitet, zu vermehren. Woher kommt es anders, als daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht, daß die That, die Begebenheit vor seinen geistigen Augen sich darstellend mit aller Lust, mit allem Entsetzen, mit allem Jubel, mit allen Schauern, ihn nicht begeisterte, entzündete, so daß nur die inneren Flammen ausströmen durften in feurigen Worten: Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Was können die Gestalten eines solchen Dichters, der jenem alten Wort zu Folge nicht auch wahrhafter Seher ist, anderes seyn als

trügerische Puppen, mühsam zusammengeleimt aus fremdartigen Stoffen. Serapionsbrüder I.

Die glücklichen mit dieser inneren Musik begabten Menschen sind die einzigen, die man Dichter nennen kann, wiewohl viele auch so gescholten werden, die den ersten besten Brummbaß zur Hand nehmen, darauf herumstreichen und das verworrene Gerassel der unter ihrer Faust stöhnenden Saiten für herrliche Musik halten, die aus ihrem eignen Innern heraus tönt. Prosper Alpanus im Klein Zaches.

Wie mag doch solch ein Künstler und Bildner fröhlich hinausziehn und hoch emporgerichteten Hauptes all' die erquicklichen Frühlingsstrahlen einathmen, die die innere Welt voll herrlicher Bilder entzünden, sodaß sie aufgeht im regen lustigen Leben. Aus den dunkeln Büschen treten dann wunderbare Gestalten hervor, die sein Geist geschaffen, und die sein Eigen bleiben, denn in ihm wohnt der geheimnißvolle Zauber des Lichts, der Farbe, der Form, und so vermag er, was sein inneres Auge geschaut, festzubannen, indem er es sinnlich darstellt. Artushof.

Es giebt keinen höheren Zweck der Kunst, als in dem Menschen diejenige Lust zu entzünden, welche sein ganzes Wesen von aller irdischen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens wie von unsaubern Schlacken befreyt und ihn so erhebt, daß er sein Haupt stolz und froh emporrichtend das Göttliche schaut, ja mit ihm in Berührung kommt. Fantasiestücke, Berganza.

Es giebt eine innere Welt, und die geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regesten Lebens zu schauen, aber es ist unser irrdisches Erbtheil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeschachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt. Die innern Erscheinungen gehen auf in dem Kreise, den die äußeren um uns bilden und den der Geist nur zu überfliegen ver-

mag in dunklen geheimnißvollen Ahnungen, die sich nie zum deutlichen Bilde gestalten. Serapionsbrüder I.

Giebt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verrätherisch einen Faden in unser Inneres legt, woran sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden — giebt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden: denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen, durch das heitre Leben gestärkten Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Gestaltung, die unser eignes Spiegelbild seyn sollte. Es ist auch gewiß, daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so daß wir selbst nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist das Fantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüth uns in die Hölle wirft oder in den Himmel verzückt. Nachtstücke, Der Sandmann.

Das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben, welches der reizbare Mensch fühlt, treibt ihn wohl zu besonderen Grimassen, die die ruhigen Gesichter, über die der Schmerz so wenig Gewalt hat als die Lust, nicht begreifen können, sondern sich nur darüber ärgern. Serapionsbrüder I.

Wie oft stellten Dichter Menschen, welche auf irgend eine entsetzliche Weise untergehen, als im ganzen Leben mit sich entzweit, als von unbekannten finstren Mächten befangen dar . . . mich wenig-

stens spricht dies immer deshalb an, weil ich meine, daß es tief in der Natur begründet ist. Ich habe Menschen gekannt, die sich plötzlich im ganzen Wesen veränderten, die entweder in sich hinein erstarrten oder, wie von bösen Mächten rastlos verfolgt, in steter Unruhe umhergetrieben wurden, und die bald dieses, bald jenes entsetzliche Ereigniß aus dem Leben fortriß. Serapionsbrüder, Bergwerke zu Falun.

Nenne mir doch den, der als Prototypus der Menschheit überhaupt zum Verstandesmesser aufgestellt werden, und denn nach der Thermometer-Skala seines Kopfs genau bestimmen soll, auf welchem Grad der Verstand des Patienten, oder ob er vielleicht gar über oder unter der ganzen Skala steht! — In gewissem Sinn ist jeder nur irgend exzentrische Kopf wahnsinnig und scheint es desto mehr zu seyn, je eifriger er sich bemüht, das äußere matte todte Leben durch seine inneren glühenden Erscheinungen zu entzünden. Jeden, der einer großen heiligen Idee, die nur der höheren göttlichen Natur eigen, Glück, Wohlstand, ja selbst das Leben opfert, schilt gewiß der, dessen höchste Bemühungen im Leben sich endlich dahin conzentriren, besser zu essen und zu trinken und keine Schulden zu haben, wahnsinnig, und er erhebt ihn vielleicht, indem er ihn zu schelten glaubt, da er als ein höchst verständiger Mensch jeder Gemeinschaft mit ihm entsagt. Fantasiestücke, Berganza.

Immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre schauerlichste Tiefe, und in der That, selbst in dem Grauen, das mich oft bei jenem seltsamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geist zum besonderen Aufschwung stärkten und belebten. Mag es seyn, daß die von Grund aus Verständigen diesen besondern Aufschwung nur für den Paroxismus einer gefährlichen Krankheit halten; was thut das, wenn der der Krankheit Angeklagte sich nur selbst kräftig und gesund fühlt. Serapionsbrüder I.

Es giebt seltsame Leute, die jeden, den sie einsam wandeln sehn, für einen melancholischen Narren halten und ihn auf ihre Weise handhaben und kuriren wollen.

Klein Zaches.

Kann der Künstler tiefer gekränkt werden, als wenn der Pöbel ihn für seinesgleichen hält? — Und doch geschieht dieß alle Tage. Wie oft hat es mich angeekelt, wenn so ein stumpfsinniger Bursche von der Kunst schwatzte, den Goethe zitirte und sich bemühte, einen Geist der Poesie hervorleuchten zu lassen, von dem ein einziger Blitz ihn, den saft- und kraftlosen Schwächling, zermalmt haben würde.

Fantasiestücke, Berganza.

Ein unbekannter Brief Hoffmanns an den Staatsrat Körner

In Wilhelm Pfeiffers Abhandlung „Über Fouqués Undine. Nebst einem Anhange enthaltend Fouqués Operndichtung Undine" (Heidelberg 1903) schreibt der Verfasser auf Seite 53, daß bei dem Brande des Berliner Schauspielhauses am 29. Juli 1817 die Partitur und ein großer Teil des Notenmaterials zu Hoffmanns Oper zwar erhalten geblieben sind, es jedoch trotzdem zu keiner Aufführung in Berlin mehr kam. Dies entspricht auch durchaus den Tatsachen. Aus gewichtigen Gründen hatte Hoffmann das Angebot des Intendanten, des Grafen Brühl, Undine im Opernhause aufführen zu lassen, abgelehnt. Aber auch nach dem Wiederaufbau des Schauspielhauses, dessen Einweihung am 26. Mai 1821 vor sich ging, kam es hier zu keiner Neuaufführung mehr. In der Zwischenzeit nämlich, so erzählt uns Fouqué in seinen Erinnerungen an Hoffmann[1]), hatte dieser die Bemerkung gemacht, daß er in seinem entworfenen Szenarium die Nixennatur Undinens keineswegs hinlänglich hervorgehoben und überdies das epische Element derart vernachlässigt habe, als halte er sich überzeugt, jeder Zuschauer habe das Märchen „Undine" noch in letzter Woche gelesen oder gar ein Exemplar davon zum erläuternden Nachschlagen in der Tasche. Hoffmann begehrte deshalb ein neues Vorspiel von Fouqué, welcher Bitte dieser um so lieber nachkam, als sich auch die anmutige Darstellerin der Undine, Johanna Eunicke,

[1]) Vgl. J. E. Hitzig, E. T. A. Hoffmanns Leben und Nachlaß. Stuttgart 1839. Th. III S. 241.

ähnlich geäußert hatte. Fouqué bemerkt dann: „Das Vorspiel ward gedichtet. Aber nicht Hoffmann mehr sollte es komponieren. Das schmerzlich verzehrende Kranken, nach und nach seine Auflösung herbeiführend, ergriff ihn früher, als er an diese Arbeit, von welcher er oft mit so vieler Liebe gesprochen hatte, zu gehen vermochte.“ [1]) Hiermit ist die nötige Aufklärung gegeben; nach Hoffmanns Tode fand sich wohl niemand mehr, der für die Wiederaufführung der Undine energisch eingetreten wäre.

Zu seiner angeführten Bemerkung, daß es trotz der Erhaltung der Partitur und des Notenmaterials zu keiner Aufführung der Oper mehr kam, schreibt Pfeiffer in einer Fußnote: „Unverständlich ist mir folgende Briefstelle. Körner schreibt am 25. Juni 1821 an Goethe (er spricht von dem geistigen Leben des damaligen Berlin): ‚Dagegen fehlt es nicht an musikalischen Genüssen, Spontinis Olympia ist ein schätzbares Werk für die dramatische Darstellung. Auch Hoffmanns Undine

[1]) Auch der Graf Brühl war anfangs mit Hoffmanns Arbeit nicht ganz einverstanden gewesen, wie aus einem bisher nicht beachteten Briefe Fouqués an Carl Borromäus von Miltitz vom 10. Dezember 1815 hervorgeht, worin es heißt: „Undine ist durch Hoffmann herrlich componirt: nicht nur nach meinem individuellen, vielleicht etwas bestochenem Gefühl, sondern auch nach der Ansicht unterschiedlicher, theils halb, theils ganz geistvoller Dilettanten, denen er in meiner Gegenwart — ich declamirte dazu — unser Werk im Klavierauszuge darstellte. Dessen ungeachtet scheint Brühl mit seiner Arbeit unzufrieden zu sein, wenigstens was den Theatereffect betrifft. Ich glaube, es liegt daran, daß einerseits Brühl vor Hoffmanns satyrischem Wesen ein wenig scheu ist, vielleicht auch befürchtet, dieser ehemalige Theaterdirector könne zu anmaassend eingreifen wollen, andrerseits aber Hoffmann eine etwas starre, vielleicht mit höflichem Bürgerhochmuth versetzte Künstlerlaune bisweilen auf eine allzuherbe Weise zeigt. — Daß Dir dies nur im engsten Vertrauen gesagt ist, versteht sich von selbst. — Ich stehe als eine Art von vermittelndem Prinzip dazwischen. Wolle Gott, daß mir die beabsichtigte Annäherung beider heterogenen Größen gelinge. — Hoffmanns Thassilomusik war grandios und that gute Wirkung; vorzüglich die Begleitung der Geistererscheinungen. — Im übrigen ist dieser geniale Mensch ein ganz realer Regierungsrath und arbeitet beim Kammergericht. Seine theatralischen Verhältnisse sind ganz wie die meinigen: unoffiziell. Möchte ihn Brühl anders anstellen können und wollen!“ (Vergl. O. E. Schmidt, Fouqué, Apel, Miltitz, Beiträge zur Geschichte der deutschen Romantik. Leipzig 1908. S. 163 f.) Bereits am 16. Oktober 1814 hatte Fouqué an Miltitz geschrieben: „Hoffmann — der Dir schon früher durch mich empfohlne Kapellmeister Kreisler — hat mir bei meinem letzten Aufenthalte in Berlin gewaltige Stellen aus seiner und meiner Undinen-Oper mitgetheilt. Das ist ein herrliches Werk! In den nun zu erwartenden Verhältnissen unsrer Bühne haben wir Hoffnung, es bald auf das Theater zu bringen“ (ebenda S. 131). Weiteres über Hoffmanns Undine a. a. O. S. 20 (mit der falschen Angabe Schmidts, daß die Partitur mit dem Brande zugrunde ging), 127, 171, 186, 190, 199. — Übrigens berichtet der alte Fouqué in seiner 1840 zu Halle erschienenen Lebensgeschichte S. 345 f. über das Schicksal der Oper: „Undine hat — so gewogen und hülfbereit ihr auch mein edler Freund Brühl blieb — durch mannigfach seltsame Hemmungen seither [nach dem Brande] die Berliner Bühne nicht anders wiederum betreten als tanzend — Ballet“ usw. Dies Ballett, unter dem Titel „Undine, die Wassernymphe“, nach Fouqué von P. Taglioni, Musik von H. Schmidt, hatte am 24. Oktober 1836 seine erste Aufführung.

zeichnet sich aus durch Tiefe des Gefühls und Sinn für romantische Dichtung, Goethe Jahrbuch IV, 308)." Pfeiffer nimmt nach dieser Briefstelle offenbar an, daß Körner die Undine ebenso wie Spontinis „Olympia", deren Textbuch bekanntlich von Hoffmann übertragen und bearbeitet war, und welche am 14. Mai 1821 im Berliner Opernhaus ihre Uraufführung erlebt hatte, auf der Bühne gesehen habe, und weiß für diesen Widerspruch keine Erklärung zu finden. Christian Gottfried Körner, der bekannte Freund Schillers und Vater des Freiheitssängers Theodor Körner, welcher im Mai 1815 als Staatsrat im Ministerium des Innern nach Berlin gekommen war, hatte aber gerade um die Zeit, als er sein Urteil über Hoffmanns Oper an Goethe berichtete, diese auf eine andere Weise kennengelernt. Hierüber gibt ein kurzes Schreiben Hoffmanns an Körner aus dem Februar des Jahres 1821, das sich in meinem Besitz befindet und das ich hier erstmalig mitteile, Aufschluß. Es lautet:

Ew HochwohlGeboh[ren]

würden die beiden Parthien des Heilmann und des Kühleborn gleich mit erhalten haben, dies sind aber die einzigen die in der TheaterGarderobe liegen geblieben und leider verbrannt sind. — Mit dem Theater stehe ich übrigens in solcher Verbindung daß ich aus der Bibliothek unweigerlich erhalte was ich verlange,[1]) mit dem größten Vergnügen erfülle ich daher Ew HochwohlGeboh[ren] Wünsche.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn
Ew HochwohlGeboh[ren]

Berlin ganz ergebenster
d. 13 Febr 1821. Hoffmann.

Die Adresse lautet: „Herrn Staatsrath Koerner HochwohlGeboh[ren]".

Dieses Schreiben, bis jetzt das einzige Hoffmanns an Körner, bezeugt zum erstenmal den persönlichen Verkehr beider Männer. Auf welche Weise sie zueinander in Beziehungen getreten sind, ist unschwer zu erraten. Beide waren Mitglieder der jüngeren Liedertafel, über deren Gründung uns ausführlich Ludwig Rellstab in seinem autobiographischen Werke „Aus meinem Leben" (2 Bde. Berlin. Verlag von J. Guttentag. 1861; in Bd. I S. 270—274) berichtet. Bis zum Jahre 1819 hatte in Berlin nur die Zelterische Liedertafel mit vierundzwanzig Sängern bestanden. Obwohl sich nach den Kriegsjahren eine Menge junger Freunde des Gesanges fanden, wurde ihrem Wunsche, in die Liedertafel einzutreten, nicht

[1]) davor durchstrichen „wün[sche]".

nachgekommen. Der bekannte, von Rellstab geradezu angebetete, Musiker Ludwig Berger, von allen Seiten bestürmt, einen neuen Verein der Art ins Leben zu rufen, ließ sich erst nach langem Zögern dazu bewegen. An einem Herbstabend des Jahres 1818 wurde in der Schulzschen Weinhandlung am Gensdarmenmarkt (demselben Lokal, in dem sich später die berühmte Stehelische Konditorei auftat) von Berger, Bernhard Klein, Gustav Reichardt und Rellstab der Plan und die Mitgliederliste entworfen und die neue Gründung mit Champagner begossen. Rellstab, der unschuldsvolle Knabe von neunzehn Jahren, hatte damals einen Korkzieher zum Öffnen der Sektflaschen verlangt. Nach allerlei Vorbereitungen trat dann am 27. April des Jahres 1819 die jüngere Liedertafel ins Leben. Sie blieb stets in nur freundschaftlichem Wettstreit mit der Zelterschen, deren Mitglieder zum Teil auch ordentliche Teilnehmer der Bergerschen wurden, Zelter als Erfinder der Gattung wurde zum Ehrenmitgliede der letzteren ernannt. Sie zählte bedeutende Männer zu ihren Mitgliedern. Neben zahlreichen Musikern, die Rellstab namhaft macht, werden auch besonders E. T. A. Hoffmann, der Zahlreiches für die Gesellschaft komponierte,[1]) der Staatsrat Körner[2]) und der Geheime Oberregierungsrat Streckfuß hervorgehoben. Anläßlich einer solchen Zusammenkunft, und wohl damals auch anläßlich der Bearbeitung des Textbuches für Spontinis „Olympia", wird die Unterhaltung auf Hoffmanns schon seit dreieinhalb Jahren abgesetzte Oper „Undine" gekommen sein und sich der musikliebende Körner Partitur und Stimmen zur näheren Kenntnisnahme von dem Komponisten ausgebeten haben, die dieser, offenbar sich dadurch geehrt fühlend, nicht verweigerte. Es sei auch bemerkt, daß Körner ebenso wie Hoffmann Mitglied der von Philipp Buttmann gegründeten „gesetzlosen Gesellschaft" war. Körner ist bereits im Jahre 1815 als festes Mitglied angeführt, während Hoffmann erst 1820 in den Listen auftaucht.[3])

---

[1]) Z. B. das Ratzburschenlied aus dem Kater Murr, Fouqués „Ach, warum weiter, du fliehende Welle", Försters „Walpurgisnacht", zwei Trinklieder von Ahlefeld und „Türkische Musik" von Förster. (Vgl. Gesänge der jüngeren Liedertafel zu Berlin 1835, Nr. 76, 48, 59, 55, 56, 47 — nur die Texte. Die Kompositionen Hoffmanns selbst sind leider, bis auf zwei neuerdings aufgefundene, verschollen. Vgl. Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann, Leben und Werke. Hamburg 1894. S. 220.)

[2]) Körner galt allgemein für einen eifrigen Musikfreund, in seinen Mußestunden beschäftigte er sich vornehmlich mit Musik. In der Liedertafel sang er den zweiten Baß. (Vgl. Gustav Parthey, Jugenderinnerungen.)

[3]) Vgl. meine hist.-krit. Ausgabe von Hoffmanns Werken. Bd. IV (München 1910) S. LXXXVI f., wo ich zum erstenmal auf die Mitgliedschaft Hoffmanns in dieser Gesellschaft hingewiesen habe.

Hoffmann im Urteil seiner Zeitgenossen

I.

Als der repräsentativste, umfassendste Deutsche, der sich über Hoffmann geäußert hat, muß wohl Goethe mit seinem durchaus absprechenden Urteil an erster Stelle genannt werden. Er knüpft seinen Ausspruch an eine Betrachtung Walter Scotts über das Übernatürliche in fabelhaften Erzählungen an, worin dieser zwar Hoffmanns „talentreiches Naturell" anerkennt, aber dennoch eine durchaus unfreundliche Kritik anschließt. Er nennt Hoffmanns Erzählungen „fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns", die zwar durch ihre Seltsamkeit erregen und überraschen, nie aber mehr als ein augenblickliches Aufmerken hervorrufen können. „Hoffmanns Begeisterungen", sagt Scott, „gleichen oft den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers fordern möchten." Es ist ein Urteil, das später immer wiederholt worden ist, fast mit den gleichen Worten. Ja, wenn mancher neuere Literaturgeschichtenschreiber sagt, daß Hoffmann ein Schriftsteller von erster Bedeutung hätte werden können, wenn er ernster seiner Einbildungskraft würde geboten haben, so spricht er nur Scotts eigene Worte nach. Goethe aber kann den reichen Inhalt dieses englischen Artikels den deutschen Lesern nicht „genugsam empfehlen" und fügt hinzu: „denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft worden." In einer anschließenden Betrachtung allgemeinerer Natur spricht er von „wunderlicher Composition" und bedauert, daß diese Art Literatur viele mehr oder weniger begabte Zeitgenossen mit sich reiße. Als Beispiel, wie eine gewisse humoristische Anmut aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, führt er sein eignes Märchen „Die neue Melusina" an[1]). — „Die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes!" Wem fielen da nicht Heines spätere Worte ein, wenn dieser Hoffmanns Werke einen „entsetzlichen Angstschrei in zwanzig Bänden" nennt? Und doch ist Heines Vergleich nur ein Impromptu, denn er konnte über Hoffmann auch anders sprechen und ist ihm in mancher Hinsicht auch gerecht geworden. Bei Goethe aber spricht sich ein tiefer Abscheu gegen eine ihm ganz entgegengesetzte, geradezu feindliche Natur aus. Eine Natur, die ihm den heitern südlichen Himmel mit germanischem Nebelgewölke trübt. Eine Natur, die vielleicht letzten Endes und unbewußt wie eine drohende Mahnung, wie die das Menetekel schreibende Hand aus dem

[1]) Vgl. Goethes Werke. Ausgabe letzter Hand. Bd. XLIV (1833), S. 270—274.

Jenseits, erscheinen mußte, daß es noch Dinge gebe über eine heitere, lebensbejahende Weisheit hinaus, Dinge, über die man nicht hinauskommt mit philosophischer Reflexion, sondern nur mit einer frivolen Pirouette, einem grotesken Entrechat, einem bacchantisch ausgelassenen Gelächter! Es ist seltsam: heute versucht man die Kunst Hoffmanns einem allgemeinen, zur Anerkennung des Dichters führenden Verständnis nahe zu bringen, indem man die Dissonanzen aufzeigt, die sich aus Hoffmanns eignem Leben konstruieren lassen: aus dem pathologischen Naturell seiner Eltern, aus ihrem ehelichen Zwist, aus Hoffmanns Erziehung durch schrullige Verwandte, aus seinem absonderlichen, nicht jedermann sympathischen Äußern, aus seiner ungestillten Sehnsucht nach Julia — das versucht man heute, ohne zu bedenken, daß man dadurch nur die persönliche Note in seinem künstlerischen Schaffen erklärt, nicht aber aufzeigt, wo die Ursache des hinreißenden Zaubers liegt, den Hoffmann auf so viele, sonst ganz anders geartete Menschen, als er selbst einer war, auszuüben vermag. Dies aber ist das Wesentliche, auf das es einzig und allein ankommt. Aber nicht einmal die großen Dichter, die ihn liebten und denen er ein mannigfacher Anreger war, haben etwas Befriedigendes dazu geäußert.

Wir müssen die Vermutung, daß Goethe in Hoffmann eine Art Antipoden sah, wieder zurückstellen, wenn wir bemerken, an welcher Stelle er ihn unter die schriftstellernden Zeitgenossen einreiht: Unter dem 3. Dezember 1824 bucht Eckermann, daß Goethe ihm empfohlen habe, sich auch mit der „mittleren Literatur ins Gleichgewicht zu setzen“: „Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann alle neuesten Autoren, Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. s. w., alle müssen Sie lesen“. Ergibt es der Zusammenhang, oder ist es doch kein Zufall, daß Goethe Hoffmann hier mit Franz Horn und Clauren in einem Atem nennt? Da die zeitgenössischen Rezensenten Hoffmann, Clauren, Horn usw. stets mit dem gleichen Lobe bei Besprechung ihrer Werke bedacht haben, ohne daß Hoffmann vor diesen einen nennenswerten Vorzug genossen hätte, da die zur Scheidemünze geprägten Beiwörter „genial“ und „geistreich“ auch den andern häufig genug zuteil wurden, so ist anzunehmen, daß auch Goethe in Hoffmann nur einen, wenn auch etwas absonderlichen, Unterhaltungsschriftsteller sah. Es ist kaum ein Zweifel zulässig: Goethe beurteilte Hoffmann genau ebenso wie das Gros der berufsmäßigen Rezensenten auch, ja wie alle, die sich irgendwie damals mit den schönen Wissenschaften befaßten, Ausübende und Genießende. Keiner, wir werden später es deutlicher sehen, kein einziger sah in Hoffmann den Dichter, den heute wohl nur wenige von dem Postamente herunterzuholen wagen werden, auf das man ihn nun glücklich nach energischen Bemühungen gestellt hat. Wenn sich ein Mann wie Ludwig Rellstab über Hoffmann äußert, so geschieht es jedesmal mit Anerkennung. Wie aber schätzte er ihn ein, wenn er ihm einen Platz in der gesamten Literatur anweisen sollte? Anläßlich

einer Kritik von Spontinis „Olympia“ im Jahre 1834 sagt er: „Denn wer jemals durch einen Irrthum der Zeit getragen und zu hoch gestellt worden ist, der hoffe nie, daß dieser sich wiederholen werde, sondern die Nemesis tritt hier unerbittlich ein, und er fällt um so viel tiefer, als er zuvor über das Maß des Billigen und Rechten erhoben wurde. Gerade unsre Zeit ist an Beispielen dieser Art mehr als zu reich gewesen; wir dürfen nur die Namen Fouqué, Müllner, Grillparzer, ja in gewisser, obgleich himmelweit unter sich verschiedener Beziehung auch Hoffmann und Clauren nennen, um diese Wahrheit durch ein lebendiges Beispiel anschaulich zu machen.“ [1]) Da haben wir genau wie bei Goethe diese odiose Zusammenstellung Hoffmanns mit Clauren, aus welcher hervorgeht, daß es sich bei Goethes Worten um keine Zufälligkeit handeln kann. Die Rellstabsche Einschränkung „obgleich himmelweit unter sich verschieden“ ist von geringem Gewicht, sie wäre vor dem Jahre 1827 höchstwahrscheinlich nicht gemacht worden. In diesem Jahre nämlich schrieb Hauff seine „Controvers-Predigt über H. Clauren“, die dann einen langen Schweif ähnlicher Angriffe gegen den vielgelesenen Modeautor hinter sich her zog. Wie hoch solche prophetischen Worte übrigens einzuschätzen sind, sehen wir an Rellstabs Ausspruch über Grillparzer, dem man ja das gebührende Postament weit vor Hoffmann unter die Füße geschoben hat.

Es ist ganz gleichgültig zu wissen, ob Goethe viel oder wenig, und welche Werke er von Hoffmann gelesen hat; würde ihn das erste beste in irgendeiner Art wirklich angesprochen haben, so hätte er zu weiteren, vielleicht zu allen erreichbaren Schriften Hoffmanns gegriffen. [2]) Angenommen, Goethe habe nur das eine oder andere von Hoffmann gelesen, so war dieses wenige durchaus genügend, seine Stellung zu jenem endgültig festzulegen. Es bedarf zur Erklärung des Goetheschen Standpunktes nicht der Mühe, alle Punkte aufzuzeigen, in denen diese beiden grundverschiedenen Naturen gegeneinander standen. Ausschlaggebend war hier in erster Linie Goethes geringe

[1]) Vgl. L. Rellstab, Musikalische Beurtheilungen. Leipzig 1848. S. 258.

[2]) Belegt ist wohl nur Goethes Lektüre von Hoffmanns „Meister Floh“, den er nach seinem Tagebuch vom 11. April 1822 vom Großherzog Karl August zum Lesen erhalten hatte. Bei der Rücksendung des Buches schreibt er im Brief vom 12. August 1822: „Es ist nicht zu leugnen, daß die wunderliche Art und Weise, wie er das bekannteste Lokale, gewohnte, ja gemeine Zustände mit unwahrscheinlichen, unmöglichen Zufällen verknüpft, einen gewissen Reiz hat, dem man sich nicht entziehen kann.“ In einem Brief an Eichstädt vom 10. März 1815 hatte Goethe sich schon anläßlich einer Rezension der „Fantasiestücke“ in der Jenaischen Literaturzeitung indigniert über die krankhafte Richtung in der Literatur geäußert. Kurz nach Erscheinen seiner Hoffmannbiographie hatte Hitzig ein Exemplar an Goethe gesandt, ohne daß dieser sich dafür bedankt hätte (Goethe an Ottilie unterm 26. Januar 1824). — Es ist aber bei der harten Beurteilung Hoffmanns durch Goethe nicht zu vergessen, daß dieser bereits ein alter Mann war, als er das erste Buch von Hoffmann las, und daß es ihm nicht mehr möglich war, sich auf eine so ungewöhnliche Erscheinung einzustellen. In der Jugend, wo die Phantasie am lebhaftesten ist, wirkt die Lektüre der Hoffmannschen Schriften wesentlich elementarer als im reiferen Alter.

Aufnahmefähigkeit für alle Erzeugnisse eines grotesken oder barocken Humors. Ebenso wie Wilhelm Grimm hätte er sagen können: „Widerwärtig ist mir dieser Hoffmann mit all seinem Geist und Witz von Anfang bis zu Ende.“ [1])

Goethe besaß zwar Laune, Frohsinn, Schalkhaftigkeit, die seinem hohen Selbstbewußtsein entsprachen, auch einen wohltemperierten Humor, eine ästhetisch abgeklärte Lustigkeit, aber nur einen geringen Sinn für Komik und auf scharfen Kontrasten fußendem Humor. War ihm das Feld der Satire auch keineswegs fremd, so bebaute es doch in erster Linie der kritische Verstand, nicht die ausgelassene Freude an dem Drolligen, Bizarren schlechthin. War ihm auch das Bunte, Lebendige, Heitere, wie wir es aus dem „Faust“ kennen, gefügig, so sprach sich wieder eine scharfe Abneigung gegen alle jähen Kurven, jede barocke Verzerrung, kurzum gegen alles karikaturistische, wie es nur eine lebhafte Phantasie zu erzeugen vermag, deutlich genug bei ihm aus. Dies ging sogar bis zur Kritik der Natur, Gottes eigener Schöpfung, an der keines Menschen Willkür gemodelt hatte. So nennt Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ die Affen „abscheuliche Geschöpfe“, die er als Karikaturen auf die Menschen betrachtet [2]). Eine solche Abneigung hat entschieden etwas Überempfindsames, Ungesundes. Goethes Humor, wenn er sich überhaupt einmal merkbar macht, ist sehr wohlerzogen, filtriert, gefirnißt und bewegt sich bedächtig auf glatter Bahn, ebenso wie sein künstlerisches Temperament gemäßigt war; ein loderndes Feuer berauschter Empfindung, wie es in Schiller emporschlagen konnte, war Goethe fremd. Wie konnte ihm da dieser glühende, sprühende, bis zur rasendsten Exaltation sich hinaufsteigernde Hoffmann, der eine Phantasie besaß wie kaum ein zweiter Dichter der gesamten Weltliteratur genehm sein. Hoffmanns Welt war nicht die seinige und ihm unverständlich und unbehaglich. Er lehnte sie ab nicht nur für sich, sondern, wie er sich eben als Richter berufen fühlte, auch für die Allgemeinheit. Wir können kaum glauben, daß hier noch der Umstand mitspielte, daß „der Herr Hoffmann in Berlin“, wie Lotte Schiller sich ausdrückt, „der Held der Weimarer gelehrten Damenwelt“ war. Lotte Schiller ist es auch, die am 5. Februar 1820 an Knebel schreibt, daß sie den „so sehr gepriesenen Hoffmann“ nicht so hoch stelle „wie Frau von Goethe und ihre Freundinnen“. [3]) Immerhin unmöglich ist es nicht, daß diese Begeisterung der Frauen Goethe in seiner ungünstigen Beurteilung beeinflußt hat. Aus welch anderm Gesichtswinkel man heute Hoffmann betrachtet, geht daraus hervor, daß man in unsern Tagen nur sehr, sehr wenige weibliche Verehrer E. T. A. Hoffmanns findet. Im allgemeinen sehen wir im Gegensatz zu den Zeitgenossen Hoffmanns in diesem weit

[1]) Grimms Brief vom 19. X. 1823 an Suabedissen. Vgl. Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Marburg 1886. Bd. I, S. 227.

[2]) Vgl. Die Wahlverwandtschaften. Tübingen 1809. Th. II. S. 62.

[3]) Vgl. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Leipzig 1856. S. 481 u. 510.

mehr den phantastischen Dichter als gerade den Humoristen. Damals aber wurde fast ausschließlich, wenn von Hoffmann die Rede war, die komische Seite seines Talentes hervorgehoben.

Ein so fein empfindender Mensch wie Chamisso, dessen Charakterbild von seinen Freunden und Zeitgenossen außerordentlich sympathisch gezeichnet wird, hätte, weiß Gott, treffendere Worte über Hoffmann sagen können, als wir sie in seinen Briefen vorfinden. Seine dichterische Veranlagung berührte sich mit der Hoffmanns in manchen Punkten, gegenseitige Anregungen sind teils überliefert, teils sonst spürbar. Für ihn ist aber Hoffmann hauptsächlich der Humorist, wie er ihn einmal in einem Briefe aus dem September 1815 an Hitzig den „König der Schnurrpfeifer" nennt. In einem Schreiben aus dem Anfang des Jahres 1819 an seinen Freund de la Foye schreibt er: „Unser Hoffmann ist wohl noch eigenthümlicher örtlicher Deutsch als Jean Paul — unverständlicher und fremder für Euch [den Franzosen!] — jetzt unstreitig unser erster Humorist." An denselben Briefempfänger schreibt er im Januar 1824, daß Hitzigs Lebensabriß von „dem humoristischen Schriftsteller Hoffmann" erschienen sei, und daß kein Buch von ihm „mehr Glück gemacht und verdient [!]" habe als sein ‚Leben und Nachlaß', von Hitzig herausgegeben. Dann stellt sich Chamisso bei Erwähnung von Hoffmanns „Abenteuer der Sylvesternacht" noch hinsichtlich dieser „Nachahmung" des Schlemihl ein dickes Selbstlob aus! — Man hätte gerade von Chamisso andere Worte über seinen Freund Hoffmann und eine tiefergehende Charakteristik seiner Werke erwarten können. Wahrhaftig, das ist nicht nur höchst wunderlich, sondern könnte auch sonst sehr nachdenklich stimmen.

Daß ein humoristischer Schriftsteller eher als jeder andere das humoristische Element in den literarischen Arbeiten eines Kollegen ausspürt, liegt auf der Hand. In gewissem Sinne besaß ja auch Chamisso eine humoristische Ader. — Der seiner Zeit viel gelesene, erstaunlich fruchtbare Unterhaltungsschriftsteller Friedrich August Schulze, der unter dem Namen Friedrich Laun auch zahlreiche komische Geschichten schrieb, machte Hoffmanns Bekanntschaft während der Schreckenstage im Herbst des Jahres 1813 zu Dresden. Wenn Laun Hoffmann einen „ausgezeichneten Humoristen" nennt, so liegt in diesem Falle ein bewußtes Übersehen seiner anderen dichterischen Eigenschaften nicht vor. — Der bekannte Braunschweiger Theaterdirektor August Klingemann schreibt in seinen Erinnerungen (vgl. „Kunst und Natur. Blätter aus meinem Reisetagebuche." Bd. III, Braunschweig 1828, S. 330) folgendes:

„Hoffmanns schriftstellerischer poetischer Humor ist übrigens eine eigenthümliche Erscheinung in der Literatur, und eine gründlich durchgesetzte Vergleichung zwischen ihm, Jean Paul und Shakespeare in dieser Hinsicht dürfte ein sehr belehrendes Werk für die Poetik überhaupt veranlassen. — Hoffmanns Humor flieht in die entgegengesetzten Pole des Schrecklichen und grotesk Komischen auseinander; er ist durchaus

subjectiv, bleibt aber in einer unaufgelösten Dissonanz schweben, weil in dem Gemüthe des Subjects es an der heiligen Dreizahl: Glaube, Liebe und Hoffnung ermangelt; weshalb denn auch alles zuletzt entweder in Wahnsinn oder in tolle Bizarrerie culminirt. Dabei möchte man sagen, war Hoffmann minder ein schreibender als ein lebender oder vielmehr ein sich selbst für sich selbst bearbeitender Humorist; was auffallend klingen mag, aber sofort deutlich wird, wenn man erfährt, daß er sich, zur Nachtzeit dichtend, oft auf eine in der That toll komische Weise, vor seinen eigenen Phantasmen dermaaßen zu fürchten anfing, daß er die Frau erweckte, um während des Arbeitens ihm Gesellschaft zu leisten und ihn vor den barocken Gestalten seiner eigenen Phantasie zu schützen, welche sich niemals in Engel verklärten, dagegen aber, eben jener innern Dissonanz halber, in der Regel zu Dämonen und Satanisken vor ihm verzerrten. — Jean Pauls Humor ist zwar auch durchaus subjectiver Natur; aber da er sich auf jene heilige Dreizahl und das von ihm selbst angezogene ‚überirrdische bedeckte Reich' basirt, so flieht das Getrennte nie feindlich auseinander, und die Dissonanz löset sich stets in einem gläubig liebenden Gemüthe wieder auf." — „In objectiver Freiheit", meint dann Klingemann, throne aber Shakespeares Humor „hochgewaltig" über beiden.

Wohl kaum aus der Verschiedenheit ihrer Auffassung des Humoristischen, wie sie Klingemann aufzeigt, läßt sich Jean Pauls ausgesprochene Abneigung gegen Hoffmanns literarische Erzeugnisse erklären. Dinge rein persönlicher Natur hatten in Jean Paul eine Verstimmung erzeugt, welche ihm, vielleicht unbewußt, eine objektive Einschätzung der Hoffmannschen Werke unmöglich machte. Zwar hatte er nach dem ersten persönlichen Zusammentreffen mit Hoffmann, bei welcher Gelegenheit er durch eine Karikatur des letzteren auf Frau von Kalb verstimmt worden war[1]), die Vorrede zu den „Fantasiestücken in Callots Manier" geschrieben. Aber diese in Gestalt einer Rezension abgefaßte Vorrede ist auch danach. Sie ist nur halb lobend und schließt manchen mehr oder weniger versteckten Tadel in sich. Ein queres, ja falsches Lob wird hier erteilt, und dieses Lob beschränkt sich ausschließlich auf das humoristische Element in den „Fantasiestücken" und auf die musikalisch-kritischen Partien derselben. Schon hieraus möchte man den Schluß ziehen, daß bei der, sich später so deutlich offenbarenden, Verurteilung der Hoffmannschen Schriften nicht nur die Verschiedenheit ihrer künstlerischen und menschlichen Naturen bestimmend war, sondern auch noch etwas anderes: der Neid. Jean Paul sah mit scharfem Auge in Hoffmann den bedrohlichen Konkurrenten, und je größer die Beliebtheit des letzteren beim Lesepublikum wurde, um so absprechender und tadelnder wurden Jean Pauls Bemerkungen. Ein Jahr vor Hoffmanns Tode, am 24. Juni 1821, hatte er in der

[1]) Vgl. Z. Funck [C. F. Kunz], Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. III (Jean Paul Friedrich Richter), Schleusingen 1839. S. 52—59.

Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Unsichtbaren Loge" geschrieben: „Dieser romantische Kunst-Wahnwitz schränkt sich glücklicher Weise nicht auf das Weinen ein, sondern erstreckt sich auch auf das Lachen, was man Humor oder auch Laune nennt. Ich will hier der Vorreden-Kürze wegen mich blos auf den kraftvollen Friedr. Hofmann [so!] berufen, dessen Callotische Phantasieen ich früher in einer besondern Vorrede schon empfohlen und gepriesen, als er bei weitem weniger hoch und mir viel näher stand. Neuerer Zeit nun weiß er allerdings die humoristischen Charaktere — zumal in der zerrüttenden Nachbarschaft seiner Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtgespenster, welche kein reines Taglicht und keinen festen Erdboden mehr gestatten — zu einer romantischen Höhe hinauf zu treiben, daß der Humor wirklich den ächten Wahnwitz erreicht; was einem Aristophanes und Rabelais und Shakespeare nie gelingen wollen. Auch der heitere Tieck that in früheren Werken nach diesen humoristischen Tollbeeren einige glückliche Sprünge, ließ aber als Fuchs sie später hängen und hielt sich an die Weinlese der Bacchusbeeren der Lust." Zwei Monate später, am 28. August 1821, äußerte sich Jean Paul dem Berliner Kritiker und Schriftsteller Ludwig Rellstab gegenüber in ganz ähnlicher Weise. Rellstab berichtet darüber in seinem autobiographischen Werke „Aus meinem Leben" (Berlin 1861. Bd. II, S. 96 f.):[1])

„Zu einigen Tagesschriftstellern übergehend, wurde zuerst E. T. A. Hoffmann genannt. Über diesen äußerte er sich ziemlich unwillig. Er sprach zuerst im allgemeinen von den neuern Berühmtheiten: sie müßten so gar wenig in sich haben, weil der geringe Ruhm sie gleich so aufblase, daß sich ihr inneres Feuer ganz luftartig verdünne. (Eigene Worte.) ‚Die meisten sind ewig abwärts sinkende Sonnen, die bei ihren Aufgängen culminirt haben. So auch Hoffmann. Ich führte ihn durch eine Vorrede ins Publicum ein und machte, daß er in Deutschland gelesen wurde. Ich war aber der Meinung, sein erstes Werk werde nicht die Spitze seines Geistes seyn, sondern er werde höher steigen. Als das eines jungen [!] Autors war es lobenswerth, wiewohl nicht von selbstständigem Gehalt, mit Ausnahme der Ansichten über Musik, weil er diese Kunst gründlich studirt hat, Andere daher nicht so eingehend über sie zu schreiben wissen. Sonst aber ist in dem ersten wie in den folgenden Werken das Beste Nachahmung und Plünderung [!], besonders von Tieck und mir. Jetzt, wo der Autor seinem Ruhme gewachsen seyn soll, sieht man schon, wie er ihn untergräbt. Er wiederholt sich selbst und steigert seine Ausartungen, so daß ich jetzt einen ordentlichen Widerwillen an seinen Büchern habe'."

Wenn man diese Worte aufmerksam prüft, so kann man sich beim besten Willen nicht dem Argwohn entziehen, daß Jean Paul neidisch auf Hoffmanns Talent und

[1]) Bereits früher gedruckt unter dem Titel „Blätter der Erinnerung", im Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart 1839. Nr. 258 vom 28. Oktober, S. 1030 ff.

Erfolge war. Er fühlte wohl, wie er in manchen Punkten hinter Hoffmann zurückstand, daß er ausschnitt und zusammenklebte, wo jener großzügig komponierte, daß seine Phantasie gegen die Hoffmanns unendlich weit zurückblieb, und daß auch Hoffmanns Humor überlegener, gewaltiger war als sein eigener sentimental-weichlicher oder nur witzig-satirischer. Auf seine rein kritische Überlegenheit hatte er denn auch gefußt, als er am 17. April 1820 an den jüngeren Voß schrieb: „Ich bitte Dich, lade doch nicht Leute wie Fouqué und Hoffmann zum Recensiren ein. Sind denn bloße Dichter, zumal so einseitige und nachahmende, eben darum auch Kunstrichter? Fouque und Hoffmann saugen jetzo zu sehr an ihren Schreibtatzen, anstatt mit diesen Honig und andere Fett-Beute zu holen.“ [1]) Und in einem Briefe vom 4. Mai desselben Jahres an den gleichen Adressaten heißt es: „Hoffmann, obwohl der Nachahmer meines Komischen, ist kein Freund meines Ernstes und vielleicht keiner von mir, weil ich ihn in der Vorrede nicht genug gelobt.“ Eine wie tiefe Verehrung jedoch Hoffmann für Jean Paul hatte, vermag jeder aufmerksame Leser von Hoffmanns Schriften festzustellen, und auch Jean Paul selbst muß es gelesen haben. Hoffmanns rührender Brief vom 30. Januar 1822 an ihn, in welchem jener seine tiefe Verehrung für diesen ausspricht und gesteht, wie stark dessen Werke auf ihn gewirkt haben, war freilich damals noch nicht geschrieben. Aber nach Empfang desselben schreibt wieder sehr gehäßig am 6. August 1822 Jean Paul an Voß: „Hoffmann hatte sich zuletzt aus dem poetischen Wahnsinn in einen wirklichen hineingeschrieben. Sein Floh ist nicht wie der physische ein Miniaturelephant, sondern ein Insekt, das gutes Blut absaugt.“ Mit seinem Brief vom Januar 1822 hatte Hoffmann dem Bayreuther Dichter den zweiten Teil seines „Kater Murr“ gesandt, über den sich meines Wissens Jean Paul nicht besonders geäußert hat, obwohl anzunehmen ist, daß er ihn kaum milder beurteilte als die andern Werke auch. Möglicherweise aber ist es gerade der „Kater Murr“ gewesen, der ihn besonders gegen dessen Autor ungnädig gestimmt hat, denn nicht nur, daß die ganze Einkleidung dieses Doppelwerkes einer Jean Paulschen Idee entstammt, sondern es finden sich auch allerlei Stellen darin, welche Jean Pauls Stil auf komische Weise parodieren. [2]) Noch nach Hoffmanns Tode äußert sich jener in einem Briefe an Hitzig vom 30. April 1824 abfällig über den Dahingegangenen: „Der gute Werner fiel, wie der noch kräftigere Hofmann [so!], in den poetischen Gährbottich unserer Zeit, wo alle Literaturen, Freiheiten, Geschmäcke und Ungeschmäcke

[1]) Vgl. Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausg. von Abraham Voß. Heidelberg 1833. S. 104. Für die folgenden Zitate S. 108 und 143.

[2]) Vgl. Johann Cerny, Jean Pauls Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. T. II. Separ. Abdr. a. d. Programm des k. k. Staats-Ober-Gymnasiums in Mies. 1907/1908. S. 14f., 19ff. Cerny hätte noch erwähnen können, daß Murrs Freund, der Pudel Ponto, seinen Namen Jean Pauls Pudel, der Ponto hieß verdankt.

durcheinander brausen, und wo man alles findet, ausgenommen Wahrheit und den Glanz der Feile. Beide hätten sich zu Lessings Zeiten am Studium reiner entwickelt." [1])

Wie Jean Paul selbst, so haben auch viele andere Hoffmann für seinen Nachahmer erklärt, aber mit vollem Recht spricht schon Heinrich Heine im dritten seiner „Briefe aus Berlin" (Juni 1822) dagegen: „Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den Einen noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich Dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines excentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlich verzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können." [2]) Letztere Meinung Heines, die allerdings von so vielen geteilt wird, scheint mir doch, in Hinblick auf die Urteile neuerer Dichter, recht individuell zu sein, im übrigen aber hat Heine völlig Recht behalten, denn heute würde es keinem mehr einfallen, Hoffmann für einen Nachahmer Jean Pauls zu erklären. Wenn ich persönlich meine Ansicht äußern darf, so dünkt mich beider Humor so grundverschieden, daß die Vorliebe für den des einen die für den andern vollkommen ausschließt. Ja, ich mißtraue jedem, der sich für einen Liebhaber beider Dichter zugleich erklärt — groß kann dann die Wirkung weder Jean Pauls noch Hoffmanns auf ihn sein; wie enthusiastisch er sich auch geberden mag, ich glaube nicht an seine poetische Aufnahmefähigkeit oder seine Ehrlichkeit.

Neben das Urteil Jean Pauls über Hoffmann können wir dasjenige Ludwig Tiecks stellen, welches auch nicht viel günstiger ausgefallen ist. Auch Tieck besaß eine stark humoristische Ader, und auch bei ihm werden wir nicht ganz des Mißtrauens ledig, daß ihm der Erfolg von Hoffmanns Erzählungen in Rücksicht auf die verminderte Beliebtheit seiner eigenen literarischen Erzeugnisse nicht angenehm war.

[1]) Vgl. [Dorow] Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Bd. V, Berlin 1841. S. 34.

[2]) Vgl. Heine's Sämmtliche Werke. Bd. XIII, Hamburg 1862, S. 128.

Weit eher als Jean Paul hätte er nämlich die Eigenart und Bedeutung Hoffmanns sehen und anerkennen müssen. Auch Tieck gegenüber war Hoffmann von einer rührenden Bescheidenheit, in ihm sein hohes Vorbild, das er niemals ableugnete, voll Bewunderung anerkennend und rühmend. Aber Tieck spielte, sich wie in andern Dingen auch hier Goethe zum Muster nehmend, den unbestechlichen, durch nichts zu beeinflussenden Literaturpapst und sprach die uns durch seinen Biographen Köpke überlieferten verständnislosen Worte:

„Mit dem Jahre 1820 neigte sich die Glanzzeit der neuen Ritterromane und Nordlandshelden ihrem Ende zu: Fouqués Stelle als Beherrscher der Mooeliteratur theilte mit ihm ein anderes bizarr neckendes und irregehendes Talent, E. T. A. Hoffmann. In der Region der Erzählung, wo das Furchtbare und das Grausen heimisch war, welches vorzugsweise für romantisch galt, war er der Erste. Hier gab es alle erdenkliche Zerrgebilde krankhafter Phantasie, den bis zum Schwindel gesteigerten Wechsel brennender Farben. Alles verwandelte sich Alles; der Wahnwitz war zuletzt der wahre Tiefsinn, und das Leben erfüllte sich mit Gespenstern, die eben so gräßlich als skurril waren. Die Fieberhitze dieser Nachtstücke und Teufelselixiere ging auf das Publikum über, durch den nervösen Schreck wollte es ergriffen und geängstigt werden. In den ‚Serapionsbrüdern' gab Hoffmann eine Nachbildung des ‚Phantasus', aber nur die Carikatur davon vermochte Tieck wiederzuerkennen." [1]) So berichtet Tiecks Eckermann, von dem wir wissen, daß er die Aussprüche seines Meisters wortgetreu zu notieren pflegte. Aber so sprach eben der alte, etwas verknöcherte Dichter, dessen Phantasie schon schlafen gegangen war. Wir sehen aus diesem späten Urteil auch, wie sich noch anderweitig belegen läßt, daß man die Nachtseite der Natur in Hoffmanns Schaffen jetzt mehr als früher in den Vordergrund schob. An einer anderen Stelle, in den „Unterhaltungen mit Tieck aus den Jahren 1849—1853" findet sich folgender, durch Köpke mitgeteilter Ausspruch des Romantikers:

„Hoffmann war eine merkwürdige Erscheinung; ein kleines unruhiges Männchen mit dem beweglichsten Mienenspiel und stechenden Augen. Er hatte etwas Unheimliches und fürchtete sich zuletzt selbst vor seinen eigenen Gespenstern. Die Dichtung ist bei ihm zur Carikatur geworden, und obgleich er manches gut zu erzählen weiß, sind seine Erzählungen doch fast alle fratzenhaft." [2])

Bei all diesen absprechenden Worten hatte es Tieck aber nicht verschmäht, selbst ein wenig in Hoffmanns Spuren zu wandeln. So hatte er im Jahre 1837 eine Spukgeschichte von reinstem Wasser in seiner Novelle „Die Klausenburg" gegeben, die an Grausigkeit wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt, und welche bei der durch-

[1]) Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Leipzig 1855. Bd. II, S. 43 f.

[2]) Vgl. a. a. O. Ty. II, S. 206.

aus realistischen Schilderung in keiner Weise jenen versöhnenden Schimmer romantischer Dichtung aufweist, wie wir ihn immer und überall bei unserm Hoffmann finden können. In der Person des Malers Eulenböck aus der 1822 erschienenen Novelle „Die Gemälde" hat Tieck aber geradezu die Nachahmung einer Hoffmannschen Figur geliefert. In den 30er Jahren scheint seine Meinung über Hoffmann überhaupt noch günstiger zu sein. So vertritt in der Novelle „Das Zauberschloß", 1830 erschienen, (die übrigens bisweilen irrtümlicherweise als eine Satire auf Hoffmann hingestellt wird, was nicht der Fall ist), der junge Mansfeld die Ansichten der jüngeren, sozusagen romantisch fühlenden Generation gegen die vom Aufklärertum beeinflußten älteren Herrschaften, „die mit der blanken, baaren Vernunft zufrieden waren, ohne sich um die Tiefen der Philosophie zu kümmern, und sich mit seichtem Spaß und oberflächlichen Erfindungen begnügten, ohne von Phantasie und deren Wundern etwas zu erfahren". Mansfeld ruft dem Rat zu: „Bester Mann, diese Geheimnisse, die Geisterwelt, die Psychologie, der Magnetismus, die Erscheinungen, die den Somnambulen werden, der prophetische Schlaf, die große Einsicht in die Natur und deren neu entdeckte Kräfte, — kommen Sie, ich will nur eine einzige Erzählung unsers geistreichen Hoffmann vorlesen, und Sie sollen als ein anderer Mensch von Ihrem Stuhle aufstehen"[1]. Das ist von Tieck aus zwar auch nicht ohne Ironie gemeint, denn abgeklärt, wie er in dieser Zeit seiner höchsten Reife war, stellt er sich zwischen die beiden Extreme wohlbedächtig in die Mitte[2].

Hiermit schließen wir die Urteile von Hoffmanns größten Zeitgenossen, Goethe, Jean Paul und Tieck. Keiner von diesen dreien hat Hoffmanns Sonderstellung in der gesamten Weltliteratur erkannt, keiner hat ihn gewürdigt, denn ihre Kritik ist ausnahmslos abfällig und dabei völlig verständnislos. Aus ihrer von der seinen so abweichenden Artung, aus ihrer persönlichen Einstellung zu Kunst und Literatur allein läßt sie sich nicht begründen. Diese Frage aber einigermaßen befriedigend zu beantworten, bedarf es einer eingehenden Untersuchung; nur andeuten konnten wir in Vorstehendem, wo man den Grund zu ihrer Abneigung zu suchen hat.

(Die Fortsetzung dieses Aufsatzes in einem späteren Hefte.)

---

[1]) Vgl. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1830. S. 253 f.

[2]) Arthur Sakheim führt in seiner Schrift „E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken" (Leipzig 1908), S. 13 f. noch eine bezeichnende Stelle aus Tiecks Novelle „Die Reise ins Blaue hinein" an, auch hier kann es Tieck nicht unterlassen, auf seine romantischen Werke hinzuweisen ohne die Hoffmann, Fouqué u. a. nicht in die Erscheinung hätten treten können.

Eine Hoffmann untergeschobene Zeichnung J. P. Lysers

Vor über fünfzehn Jahren fand sich in einem Autographenkatalog der Wiener Firma „Gilhofer und Ranschburg" (Kat. 74. Nr. 1536) eine mit 72 Kronen bewertete Federzeichnung Hoffmanns in quer Folio, die dessen eigenhändige Unterschrift aufgewiesen haben soll. Man hatte folgende Notiz dazu gesetzt „Flotte Zeichnung zu Mozarts Terzett ‚Mandl! wo ist's Bandl', deren Entstehungsgeschichte J. P. Lyser in einer beigelegten Notiz an Aug. Schmidt erzählt." Auf meine Bestellung des Blattes erhielt ich am 20. August 1907 die Antwort, daß die Federzeichnung bereits an Herrn Gotthilf Weisstein, Schriftsteller in Berlin, Lennéstraße 4, verkauft sei, „der", wie es in dem Schreiben heißt, „vor einigen Wochen gestorben ist". In dem umfangreichen Katalog der Bibliothek Weisstein, den der Bruder des Verstorbenen, Kgl. Baurat Herman Weisstein, für die Gesellschaft der Bibliophilen 1913 drucken ließ, findet sich diese Zeichnung nicht angeführt. Ein zweiter Teil des Katalogs, der u. a. die Autographen enthalten sollte, ist bis jetzt nicht erschienen. Obwohl ich das Original nicht gesehen habe, nehme ich als sicher an, daß sowohl die Zeichnung wie die „eigenhändige Unterschrift" nicht von Hoffmann herrühren. Es mag sich hier um eine Fälschung des in dieser Hinsicht stets verdächtigen Johann Peter Lyser handeln. Noch vor Erscheinen des gleich zu erwähnenden Werkes von Friedrich Hirth fand ich in meinem Exemplar der L. A. Frankl'schen „Sonntagsblätter" in No. 40 des vierten Jahrgangs vom 5. Oktober 1845 folgende Notiz auf S. 947 f.:

«„Mandl, wo hast's Bandl?"
Terzett von Mozart.
Von J. P. Lyser.

Mozarts Frau erzählt, wie der Freund und Gönner ihres Mannes, der Baron van Swieten ihn und sie einmal zu einer Lustfahrt eingeladen. Mozart hatte den Tag vorher seiner Frau ein hübsches Band gekauft. Als sich nun Beide zur Lustfahrt ankleideten, vermißte Konstanze das neue Band und rief aus dem Nebenzimmer: „Liebes Mandl, wo hast's Bandl?" Beide Eheleute suchten es vergeblich; Swieten kam dazu, half mit suchen und fand es endlich. Nun begann aber ein komischer Streit, denn Swieten, ein großer, starker Mann, hielt das Band hoch in die Höhe, so daß weder die kleine Konstanze noch der kleinere Mozart es haschen konnten. Mozart ging endlich im Scherze mit dem bloßen Degen Herrn van Swieten zu Leibe. Als dies Konstanzens kleiner Mops sah, fuhr er laut bellend dem Herrn van Swieten in die Beine, der nun das

Band fahren ließ und Mozart aufforderte, die Szene zu komponieren. Schon am anderen Tage sandte Mozart seinem Freunde das meisterhafte komische Terzett, welches mit den Worten: „Mandl, wo hast's Bandl?“ beginnt, und durch welches er den Stil der heroischen italienischen Oper persiflirte.»

Die Redaktion setzte dazu folgende Fußnote: „Hr. J. P. Lyser hat diese Szene, geistreich aufgefaßt, auf Stein gezeichnet.“ — Also kein Wort davon, daß diese Lithographie nach einer Federzeichnung Hoffmanns hergestellt war. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte sich weder Lyser noch Frankl solche Reklame für die „Sonntagsblätter“ nehmen lassen. Die Steinzeichnung fehlt leider in meinem Exemplar, sie ist aber reproduziert in dem Werk Friedrich Hirths „Johann Peter Lyser, der Dichter, Maler, Musiker“ (München und Leipzig 1911. Vgl. die Bildbeigabe nach S. 416[1]). Sie trägt den Namen Lysers in der rechten unteren Ecke und ist außerordentlich dilettantisch. Von allen mir bekannten Zeichnungen Hoffmanns weicht sie in Auffassung, Komposition und Strichführung wesentlich ab. Natürlich müßte man die in Weissteins Nachlasse wohl noch vorhandene Zeichnung wie die Unterschrift nachprüfen, ehe man ein ausschlaggebendes Urteil fällen kann. Die oben erwähnte Notiz Lysers über die Entstehungsgeschichte der Zeichnung ist mir auch nicht bekannt geworden.[2]) August Schmidt war zur Zeit von Lysers Wiener Aufenthalte Herausgeber der „Allgemeinen Wiener Musik-Zeitung“, für die Lyser arbeitete. Dieser mag dann seine Zeichnung zu Mozarts Terzett jenem geschenkt und ihn mit der Signatur Hoffmanns mystifiziert haben.

Mit allem, was Lyser von Hoffmann erzählt, muß man außerordentlich vorsichtig sein, da er mit höchster Wahrscheinlichkeit diesen niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Alle anekdotischen Mitteilungen Lysers über sein Zusammentreffen mit Hoffmann sind Kompilationen aus andern Berichten Hoffmannscher Zeitgenossen, meist schon vorher gedruckten Mitteilungen entnommen.

Ein Romantikerscherz

Eine besondere Eigentümlichkeit der Romantiker, besonders Tiecks, Brentanos und Arnims, lag in ihrer Neigung zu allerhand Mystifikationen und zum Versteckspielen mancherlei Art. Wir haben auch bei unserm Hoffmann mehrere Beispiele hierfür. Bisher unbemerkt geblieben ist ein Scherz, den er sich im Verein mit Fouqué und Contessa bei Herausgabe des zweiten Bändchens ihrer gemein-

[1]) Im Text a. a. O. S. 221 u. 564.

[2]) Oder müßte man in der Notiz des Autographen-Kataloges lesen: dessen Entstehungsgeschichte?

sam edierten Kindermärchen erlaubt hat. Der erste Band derselben trägt den Titel:

„Kinder-Mährchen. || Von | E. [statt C] W. Contessa, | Friedrich Baron de la Motte Fouqué, | und | E. T. A. Hoffmann. || Mit drei illumin. und drei schwarzen Vignetten. || Berlin, 1816. | In der Realschulbuchhandlung. [12°. Titel, 271 S.]"

Als erste Erzählung bringt, ganz in der Reihenfolge, wie der Titel die Verfasser aufführt, Contessa „Das Gastmahl" (S. 1—62), als zweite Fouqué „Die kleinen Leute" (S. 63—114), als dritte Hoffmann „Nußknacker und Mausekönig" (S. 115—271). Bei Contessas und Fouqués Erzählung steht der Name des Autors auch jedesmal unter der Überschrift ihres Märchens, nur bei Hoffmann fehlt er, doch war nun ein Irrtum in der Verfasserschaft ausgeschlossen. Anders verhielt es sich mit dem zweiten Bändchen, dessen Titel analog dem des ersten, lautete:

„Kinder-Mährchen. || Von | E. [so!] W. Contessa, | Friedrich Baron de la Motte Fouqué, | und | E. T. A. Hoffmann. || Zweites Bändchen. || Mit drei illuminirten Kupfern. || Berlin, 1817. | In der Realschulbuchhandlung. [12°. Titel, 249 S.]"

In diesem Bändchen trägt keine Erzählung mehr unter ihrer Überschrift oder am Ende den Namen des Verfassers, aber wie ist die Reihenfolge? Keineswegs entsprechend dem Buchtitel, nach welchem Contessa den Reigen eröffnen und Hoffmann ihn beschließen sollte, sondern genau umgekehrt folgen die Autoren. Hoffmann beginnt als erster mit „Das fremde Kind" (S. 1—110), ihm folgt Contessa mit „Das Schwerdt und die Schlangen" (S. 111—197), und als letzter beschließt Fouqué mit „Die Kuckkasten" (S. 198—249). Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dieser Anordnung das Lesepublikum irregeführt werden sollte. Die Autoren wollten erproben, ob man ihre Eigentümlichkeit trotz der dem Titel widersprechenden Reihenfolge ihrer Erzeugnisse erkennen würde. Sie wollten eben eine kurzsichtige oder voreingenommene Kritik auf den Leim locken. Aber nicht genug damit. Sie trieben den Scherz noch weiter und schrieben jeder in der Manier dessen, der eigentlich nach dem Buchtitel sein Märchen an Stelle des ihrigen stehen haben sollte. Zwei von ihnen nahmen zum Vorbilde die Erzählungen ihrer Kollegen im ersten Bändchen. Hoffmann wählte sich in seinem „fremden Kind" Contessas „Gastmahl" zum Muster und ließ wie dieser ein Geschwisterpaar, ein Knabe und ein Mädchen, allerlei Abenteuerliches erleben, indem er aber, sein Vorbild überflügelnd, aus den nur phantastisch spukenden Waldgeistern seines Vorgängers einen einzelnen Naturgeist destillierte, ihn durch allegorische Bedeutung dichterisch vertiefend. Contessa, der in der Mitte des Bändchens an Fouqués Stelle stand, hielt

sich zwar nicht so genau an das Vorbild Fouqués im ersten Bändchen, das für diesen Autor und für den Zweck der Mystifikation nicht charakteristisch genug war, sondern griff auf des ritterlichen Sängers ureigenstes Gebiet über und gab eine Rittergeschichte aus ehrwürdiger Vorzeit ganz und gar im Fouquéschen Stile, ganz in dessen unverkennbarer Manier, wie sie in solch hervorstechender Art Contessa niemals weder vorher noch später geübt hat. Als letzter war an Hoffmanns Stelle nun Fouqué getreten, der sich mit seinen „Kuckkasten" kurzerhand an Hoffmanns „Nußknacker und Mausekönig" im ersten Bändchen hielt. So ungeschickt, langweilig und phantasielos allerdings, wie nur irgend möglich. Er lieferte ein geradezu bejammernswürdiges Produkt, aber das Vorbild ist nicht zu verkennen. Der wackere, mutige Materialwarenhändlerssohn Karl Grünbaum hat in seiner burschikosen, draufgängerischen Art alle Eigenschaften des mutigen Medizinalratssohnes Fritz Stahlbaum (man beachte schon die Ähnlichkeit der Namen), mit Hilfe des zauberischen Kuckkastens und seines teuflischen Besitzers erlebt er allerlei phantastische Abenteuer im Miniaturstile wie die kleine Marie im Puppenreiche, und damit auch die bösen Mäuse nicht fehlen sollten, wird er auf seiner unterirdischen Heimreise von den wilden kleinen Rattenleuten, die mit „grinzenden bissigen Zähnen" auf seine Schultern hinaufzuhüpfen versuchen, arg belästigt. Hie und da ist die Diktion sogar hoffmannisch wie S. 237: „Ach Karlchen, liebes Karlchen, halten Sie sich doch ja nun ganz ausnehmend still! die verwünschten Rattenleutlein wachsen mir sonsten noch ganz und gar über den Kopf" usw. Ausdrücke wie „Ihres werthgeschätzten Herrn Vaters Laden", „Musje Karlchen ... der Name Gutchen möchte Ihren Herrn Vater einigermaßen irritiren" und viele ähnliche sind nicht aus Fouqués, sondern aus Hoffmanns Requisitenkammer, wie auch der Scherz mit dem gefälschten Ungarwein in des Krämers Laden. Man merkt es diesem schwächsten aller Stücke der „Kindermärchen" an, wie schwer es Fouqué wurde, in Hoffmanns Spuren zu wandeln.

Dieser hübsche Scherz erinnert an den zwei Jahre früher liegenden, in den Anfängen steckengebliebenen Versuch Hoffmanns, mit Hitzig, Chamisso und Contessa gemeinschaftlich einen Roman zu schreiben. Wie wir deutlich aus Contessas Anteil daran, der später zu der Erzählung „Das Bild der Mutter" verarbeitet wurde, sehen können, hatte dieser in gelungenster Art Hoffmanns Eigentümlichkeit in Charakteristik und Stil parodiert.

„So werden Allotria getrieben", pflegte Hoffmann bei Erwähnung solcher geistreichen Scherze zu sagen.

Die Papenstraße

Im ersten Druck (Mai 1819) seiner originellen kleinen Geschichte „Aus dem Leben eines bekannten Mannes", die er 1820 ohne Titel in den dritten Band der „Serapions-Brüder" aufnahm[1]), hatte Hoffmann dem Schluß, wo der Teufel in Gestalt einer Fledermaus in die Flammen des Scheiterhaufens fährt, um die Hexe herauszuholen und mit ihr in die Lüfte zu fahren, einen lokalen Schnörkel angehängt, den er bei dem Wiederabdruck abstrich. Der Wortlaut desselben ist:

„Ganz unerträglich war der abscheuliche Gestank, der sich auf dem Neumarkt verbreitete, und unerachtet der hohe Rath mit den auserlesensten Spezereien räuchern ließ, wollte des Teufels Witterung doch in langer Zeit nicht vergehen, ja man sagt, daß noch zuweilen in der Papengasse, durch die der Teufel mit der Hexe gefahren, sich ein sehr übler Geruch verspüren lassen soll."

Da ich diese lokale Berliner Anspielung nicht zu deuten wußte, wandte ich mich mit einer diesbezüglichen Anfrage an Herrn Professor Otto Pniower, der mir in seiner zuvorkommenden Weise am 25. September 1913 die Auskunft gab, daß die Papenstraße in Berlin, die Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in einen Teil der jetzigen Kaiser-Wilhelmstraße aufging, eine enge schmutzige Straße war, in der sich z. B. 1873 bis etwa 1880 eine Brauerei befand. „Es ist sehr wohl möglich, daß sie zu E. T. A. Hoffmanns Zeiten besonders stinkig war, sodaß jene Bemerkung eine Anspielung auf die Wirklichkeit ist. Aber aktenmäßig und schwarz auf weiß kann ich es Ihnen nicht beweisen. In der literarischen Überlieferung finde ich nichts darüber", schrieb mir Herr Professor Pniower. Das Wesentliche dieser Auskunft teilte ich dann in den „Vorbemerkungen" zum 7. Band meiner Hoffmann-Ausgabe (S. IX, Fußnote) mit und bemerkte dazu: „Ob Hoffmann mit seinen Worten noch eine besondere Anspielung machen will, läßt sich nicht sagen."

Einige Zeit später stieß ich bei der Lektüre von Julius Rodenbergs „Bildern aus dem Berliner Leben" (3. Ausg. Bd. II, Berlin 1891, S. 159—165) in dem Aufsatz „Im Herzen von Berlin" (geschrieben April bis August 1886) auf eine hübsche Schilderung dieser Papenstraße, und ich glaube, daß sich aus dem hier Mitgeteilten schon eine Aufklärung der bisher etwas dunklen Stelle geben läßt. Daß die Papenstraße, wie ihre ganze Umgebung, sehr schmutzig war, erzählt auch Rodenberg: „Wie ein Reinigungswerk ist die Demolirungsarbeit der Kaiser-Wilhelmstraße durch die schmutzigsten und verrufensten Quartiere von Alt-Berlin

[1]) Diese Erzählung trägt in Grisebachs Ausgabe, dem der Erstdruck noch unbekannt war, den Titel „Der Teufel in Berlin".

mitten durch gegangen und hat sie niedergelegt. Und zum ersten Male jetzt wehte die Luft des Himmels herein, schien die Sonne herab in Gassen und Gäßchen, die vom Unrath der Jahrhunderte starrten und durch Jahrhunderte von den dicht angrenzenden Straßen getrennt schienen." Wenn auch ob dieses Untergangs eines alten Stadtteils aus diesem Grunde nicht viel zu lamentieren sei, so bedauert es Rodenberg doch, daß so mancher Straßendurchblick, so mancher malerische Winkel, so manches historische Haus des alten Berlin verschwunden ist: „Wenn man vor vier, fünf Jahren in diesen Theil des rechten Spreeufers kam, so konnte man sich sagen, daß er fast unberührt noch so sei, wie Lessing und Mendelssohn, Ramler und Nicolai denselben gesehen, mit den Häusern, in denen sie gewohnt, und den schmalen Fußsteigen, auf denen sie gegangen." — Der Aufsatz, dem wir diese Worte entnehmen, beginnt:

„Tief drinnen in Alt-Berlin ist eine kleine Straße, die Papenstraße, und in dieser Straße ein kleines Haus mit einer weißen Laterne." Das Haus ist altmodisch, einstöckig. Meist hält ein hoch mit Säcken beladener Frachtwagen vor seiner Tür, im Halbdunkel des Flurs bewegen sich Gestalten mit ledernen Schürzen: es ist die Mälzerei des Patzenhoferschen Brauhauses, Berlins erste und älteste Brauerei, einst das Brauhaus selbst, dessen Bestehen sich bis ins 15. oder 16. Jahrhundert verfolgen läßt, also bis in die Zeit, zu welcher Hoffmanns kleine Teufelsgeschichte spielt.

Bei Schilderung dieser Mälzerei sagt Rodenberg: „Aus dem engen Höfchen kommt ein Malzgeruch, der Alles, was man riechen kann, an Lieblichkeit übertrifft." Diesen Geruch wird auch E. T. A. Hoffmann bei seinen Berliner Wanderungen in die Nase bekommen haben und vielleicht weniger als Rodenberg davon entzückt gewesen sein. Denn wat dem een sin Uhl is, is dem annern sin Nachtegall. Sehr möglich, daß dieser Malzgeruch, wahrscheinlich in enger Vermischung mit allen erdenklichen Kehrichtdünsten der alten Gasse, es war, auf den Hoffmann in der zitierten Stelle anspielt. Und damit in Hoffmanns Andeutung ein leicht satirischer Zug, besonders in Hinblick auf die höllische Majestät, nicht fehle, sei daran erinnert, daß in der katholischen Zeit Berlins der Bischof von Havelberg in eben dieser Papenstraße seinen Hof hielt, daß sie auch sonst, wie Rodenberg erzählt, von Pfaffen bewohnt war. In der benachbarten Bischofstraße wohnte der Bischof von Lebus, der von Brandenburg in der Klosterstraße und der Abt von Lehnin in der Heiligengeiststraße.

In dem besagten kleinen Hause der Mälzerei befand sich zu Rodenbergs Zeit eine kleine urgemütliche Kneipe: „Man mag kommen, wann man will, im Sommer oder Winter, ja selbst am hellen Mittag brennt Licht in diesem langen, niedrigen Zimmer." Im Winter aber brennen nicht nur die Lichter, sondern im eisernen

Ofen in der Ecke prasselt ein gehöriges Feuer, das seinen rötlichen Schein weithin über den Fußboden wirft. Gemütliche Leute verkehren hier, kleine Beamte, vornehmlich des Magistrats, Buchhalter, Advokatenschreiber und Gelehrte, vielleicht in der Art des geheimen Kanzleisekretärs Tusmann, die hier zu Mittag essen oder ihren Frühschoppen halten. Rodenberg wird pfäffisch wohl zumut in diesem traulichen Winkel, in dieser Kleinstadtidylle mitten in der Großstadt, wenn die Gasflammen zischen und die Würfel auf dem Tisch klappern. „Lieber Leser," sagt Rodenberg im Jahr 1886, „gieb Dir keine Mühe, dies Fleckchen irdischen Vergnügens aufzusuchen. Bis Du dich in Bewegung gesetzt haben wirst, ist es nicht mehr; ich habe Dir's geschildert, wie es in den letzten Tagen seines Daseins war. Wenn Du hinkommst, wird die halbe Papenstraße verschwunden, niedergerissen, ein Schutthaufen sein; und wenn Du nach ein oder zwei Jahren wiederkehrst, wird wahrscheinlich ein ‚Prachtbau' stehen, wo das einstöckige Haus mit der weißen Laterne stand, und im Erdgeschoß, an Stelle des unscheinbaren Kneipchens, vielleicht ein ‚altdeutsches' Bierhaus sein mit elektrischer Beleuchtung und allem, was sonst noch dazu gehört."

Wer weiß, ob E. T. A. Hoffmann nicht auch bisweilen, wenn ihm etwas katzenjämmerlich zumute gewesen, seine Einkehr in dieses urgemütliche Kneipchen gehalten hat, um einen Frühschoppen zu halten und „schnödes Dünnbier zu saufen", um die Geister des Burgunders und Champagners fortzuspülen. In solchem Zustande wird selbst, oder erst recht, der lieblichste Malzgeruch zum Teufelsgestank. Wie käme auch Hoffmann sonst gerade auf die Papenstraße?

Hoffmanns Erzählung „Die Fermate"
und Hummels Gemälde „Die Gesellschaft in einer italienischen Lokanda"

Daß Hoffmann sich bisweilen Anregungen zu neuen literarischen Ideen beim Besuche der alljährlichen Berliner Gemäldeausstellungen zu holen liebte, ist durch ihn selbst bezeugt. Er pflegte sogar solche Erzählungen unmittelbar an die Betrachtung des die Phantasie befruchtenden Gemäldes anzuknüpfen, indem er darin einen Kunstgriff sah, durch eine recht sinnfällige Schilderung des dargestellten Gegenstandes die Neugierde des Lesers auf das rege zu machen, was die darauf folgende Geschichte ihm vorfabulieren sollte. Der Verfasser dachte sich dabei in erster Linie Leute, die das Bild selbst auf der Kunstausstellung gesehen

Staat-
bibliothek
München

und bewundert hatten; und diese durch die Lebhaftigkeit seiner bunten Schilderungen und durch unerwartete Schnörkel zu ergötzen, war dabei sein besonderes Vergnügen. Diese Bilder, seinen Zeitgenossen zumeist bekannt, verschwanden bald und gerieten in Vergessenheit, und alle bisherigen Editoren der Hoffmannschen Werke gaben sich auch weiter keine Mühe, die verschollenen Gemälde, welche die einzelnen Erzählungen angeregt hatten, wieder aufzuspüren. Bei der Herausgabe der „Sämtlichen Werke" meiner bei Georg Müller in München erschienenen Hoffmann-Ausgabe habe dagegen ich keine Mühe gescheut, diesen alten Bildern nachzuforschen, wobei mir das Glück günstig war. So war es mir vergönnt, im sechsten Bande meiner Ausgabe der Erzählung „Doge und Dogaresse" zum ersten Male das Kolbesche Gemälde, das als Spiritus rector der Geschichte vom Dichter selbst ausdrücklich hervorgehoben wurde, in einer guten Wiedergabe nach dem noch heute erhaltenen Original beizufügen. Für „Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen" konnten wir uns mit dem Kupfer von H. Schmidt im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" bescheiden.

Ebenso vermag ich nun das Hummelsche Gemälde, das die Anregung zu Hoffmanns kleiner Erzählung „Die Fermate" gegeben hat, wieder vorzuführen.[1]) Es befindet sich heute noch in der Familie Hummel, und dem liebenswürdigen Entgegenkommen eines Verwandten derselben, Herrn Dr. med. Albracht, verdanke ich die Möglichkeit, es in einer guten Wiedergabe allen Hoffmannfreunden vor Augen stellen zu können. Bekanntlich beginnt Hoffmann seine Erzählung, die zuerst in Fouqués „Frauentaschenbuch auf das Jahr 1816" erschien, folgendermaßen:

„Hummels heitres lebenskräftiges Bild, die Gesellschaft in einer italienischen Lokanda, ist bekannt worden durch die Berliner Kunstausstellung im Herbst 1814, auf der es sich befand, Aug' und Gemüth gar vieler erlustigend. — Eine üppig verwachsene Laube — ein mit Wein und Früchten besezter Tisch — an demselben zwey italiänische Frauen einander gegenübersitzend — die eine singt, die andere spielt Chitarra — zwischen beyden hinterwärts stehend ein Abbate, der den Musikdirektor macht. Mit aufgehobener Battuta paßt er auf den Moment, wenn Signora die Cadenz, in der sie mit himmelwärts gerichtetem Blick begriffen, endigen wird im langen Trillo, dann schlägt er nieder und die Chitarristin greift keck den Dominanten Akkord. — Der Abbate ist voll Bewunderung — voll seeligen Genusses — und dabey ängstlich gespannt. — Nicht um der Welt willen möchte er den richtigen Niederschlag verpaßen. Kaum wagt er zu athmen. Jedem Bienchen, jedem Mücklein möchte er Maul und Flügel verbinden, damit nichts

1) Johann Erdmann Hummel, geboren am 11. Sept. 1769 zu Cassel, ging 1792 nach Italien, lebte seit 1800 in Berlin, seit 1809 war er Professor an der dortigen Akademie. Anfangs Landschafter, malte er später Genre- und Historienbilder. Er starb am 26. August 1852.

sumse. Um so mehr ist ihm der geschäftige Wirth fatal, der den bestellten Wein gerade jetzt im wichtigsten, höchsten Moment herbeyträgt. Aussicht in einen Laubgang, den glänzende Streiflichter durchbrechen. — Dort hält ein Reiter, aus der Lokanda wird ihm ein frischer Trunk auf's Pferd gereicht. —“

Wir wissen, daß Hoffmann dieser anmutig humoristischen Erzählung Jugenderinnerungen und viel Persönliches beigemengt hat; wie aber die Anregung von dem Hummelschen Gemälde ausgegangen ist, läßt er Theodor, der den Serapionsbrüdern die Geschichte vorliest, ausdrücklich betonen, der dann hinzufügt, daß Rückerinnerungen aus seinem früheren Leben ihm bei dieser Betrachtung auf seltsame Weise aufgegangen seien. — Im Verlauf der Erzählung wird dann die Szene, wie sie das Bild bietet, mit den handelnden Personen noch einmal recht lebendig gezeichnet, wobei es dem Abbate unglückseligerweise passiert, daß er den Taktstock mitten in der Fermate niederschlägt und der Sängerin den Trillo abschneidet, ein Malheur, wie es Jahre zuvor dem jungen Theodor, der beide Sängerinnen auf ihren Kunstreisen begleitete, ebenfalls zugestoßen war: „Der Satan regierte mich, nieder schlug ich mit beiden Händen den Akkord, das Orchester folgte, geschehen war es um Laurettas Triller, um den höchsten Moment, der alles in Staunen setzen sollte.“ Die Empörung der mit südlichem Temperament beseelten Sängerin damals und diesmal ist die gleiche. Und der Abbate, der rabiaten Italienerin entfliehend, ruft dem unter dem Eindruck, ein gleiches Schicksal erlebt zu haben, stehenden überraschten Theodor zu: „Aber warum sah ich ihr in die Augen, der satanischen Göttin! — Hole der Teufel alle Fermaten!“ — Und Theodor sagt nach dieser Szene dem zuhörenden Freunde Eduard, unter dem wir uns Hitzig denken: „Übrigens siehst Du, daß die Gesellschaft, zu der ich trat, eben diejenige ist, welche Hummel malte, und zwar in dem Moment, als der Abbate eben im Begriff ist, in Laurettas Fermate hineinzuschlagen.“

Es gibt eine alte Anekdote von einem der berühmt gewordenen Söhne Johann Sebastians Karl Philipp Emanuel Bach, die ich nach der Anekdotensammlung „Originalzüge aus dem Leben merkwürdiger Künstler“ (Budißin und Leipzig 1797) wiedergeben will:

„C. Ph. E. Bach akkompagnirte einst in einem kleinen Hofkonzerte einer Hofdame, die zum ersten mahl öffentlich sang, eine Arie. Sie war sehr furchtsam, und als sie zur Kadenz kam, stieg ihre Furcht beim Schweigen der Instrumente so hoch, daß sie verstummte und unwillkürlich einen sehr unreinen unmusikalischen Ton von sich gab. Bach, der schon mit dem Akkorde unter den Fingern den Triller der Kadenz ängstlich erwartete, schlug zu diesem unerwarteten Ausbruch der Angst sogleich den Akkord an, und half der armen Zitternden von der Angst und von der Kadenz.“

Es ist nicht völlig ausgeschlossen, daß Hoffmann von dieser ihm wohl irgendwoher bekannten Anekdote, die still in seinem Unterbewußtsein geschlummert hatte, die Idee zu dem gemordeten Triller zugeflogen ist, die er dann zu seiner viel humoristischeren Version umgestaltet hat. Nicht ganz unmöglich, sage ich, denn ebenso gut kann solche im Bereich der alltäglichen Erscheinungen liegende Episode auch auf ein persönliches Erlebnis zurückgehen.

Julia Mark-Reliquien

„Sagen Sie ihr in einem Augenblick des heitern Sonnenschein's, daß ihr Andenken in mir lebt; darf man das nämlich nur Andenken nennen, wovon das Innere erfüllt ist, was, im geheimnißvollen Regen des höher'n Geistes, uns die schönen Träume bringt von dem Entzücken, dem Glück, das keine Arme von Fleisch und Bein zu erfassen, festzuhalten, vermögen. Sagen Sie ihr, daß das Engelsbild aller Herzensgüte, aller Himmelsanmuth wahrhaft weiblichen Sinn's, kindlicher Tugend, das mir aufstrahlte in jener Unglückszeit acheronterischer Finsterniß, mich nicht verlassen kann bei'm letzten Hauch des Lebens; ja, daß dann erst die entfaltete[1]) Psyche jenes Wesen, das ihre Sehnsucht war, ihre Hoffnung und ihr Trost, recht erschauen wird im wahrhaftigen Seyn!"

Ich schreibe diese Worte Hoffmanns an Julia Mark von derselben Druckseite ab, auf welcher Julia selbst sie zuerst, und dann, wer weiß wie oft wieder, gelesen hat. Sehr oft wohl — bis zu ihrem Tode. Zu den wertvollsten Stücken meiner Hoffmann-Sammlung gehört nämlich ein sehr schönes, in prächtige Halbfranzbände gebundenes Exemplar von Hitzigs Biographie „Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß" (2 Teile, Berlin 1823), das mir vor vielen Jahren Julias Großneffe, der mir befreundete, leider auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallene, Kunstmaler Franz Marc geschenkt hat.[2]) Es war Julias Handexemplar und trägt auf den Titelseiten beider Bände ihren eigenhändigen Namenszug „Julia Marc". Julia Marc besaß die Werke Hoffmanns in den ersten Ausgaben, was mir dadurch bekannt wurde, daß vor etwa zwei Jahren mehrere von ihnen, alle mit eigenhändigem Namenszug versehen, im Handel auftauchten. Das kostbarste Stück ihrer Hoffmanniana ist aber gewiß diese Hitzigsche Biographie mit der 46. Seite im zweiten Bande, welche die von uns eingangs angeführten Worte trägt. Diese

[1]) Im Original „entfesselte". Vgl. in Fußnote 1 zu S. 72.

[2]) Er fiel im Alter von 36 Jahren am 4. März 1916 vor Verdun.

Worte schrieb Hoffmann am 1. Mai des Jahres 1820 an den ihm befreundeten Bamberger Arzt Dr. Speyer, einen Vetter Julias, und dieser wird wohl damals schon jene Zeilen an die richtige Adresse weitergeleitet haben.[1])

Die Schreibung von Julias Mädchennamen ist Mark und nicht, wie es so häufig geschieht, Marc. So finden wir auch in Hoffmanns Tagebüchern, in Speyers Hoffmann-Erinnerungen, auf dem Grabstein Julias und in der Taufmatrikel die Schreibung Mark. Auch Julias Mutter schrieb den Familiennamen so. Ein anderer Zweig der Familie hatte jedoch die Schreibung Marc, so auch Julias zweiter Gatte, der in Arolsen lebende Arzt Louis Marc, welcher ein Vetter von ihr war. Ebenso hatte die Mutter Fanny (Franzisca) nach der Taufmatrikel, worin sie als geborene Marc angeführt wird, in der Familie geheiratet.[2]) Auf Julias Grabstein in Arolsen lesen wir daher in den Stein gemeißelt: „Julie Marc, geb. Mark, geb. den 18ten März 1796, gestorben den 16ten März 1865." [3]) So erklärt sich denn die eigne Schreibung ihres Namens in Hitzigs Hoffmann-Biographie „Julie Marc" auf natürliche Weise.

Außer dieser kostbaren Ausgabe von Hitzigs Biographie erhielt ich nach und nach von Franz Marc noch ein paar andere auf Julia bezügliche Familienpapiere, die sich im Nachlaß seines Vaters, des Münchner Kunstmalers Wilhelm Marc, welcher 1907 gestorben war, vorgefunden hatten. Ich werde ihm immer für die gütige, selbstlose Meinung dankbar sein, daß die Stücke nirgends besser als bei mir

[1]) Der Brief ist vollständig abgedruckt (mit Nennung des von Hitzig verschwiegenen Empfängers) in Hoffmanns Briefwechsel, hg. v. H. v. Müller, Bd. II, S. 400—409.

[2]) Sie hatte ihren Onkel geheiratet, den leiblichen Bruder ihres Vaters, der Georg Marc hieß und Hofagent in Arolsen war. Der Vater von beiden hieß Moritz, er hatte 7 Söhne und 7 Töchter.

[3])Julia führt in der Taufmatrikel die Namen Juliana Eleonora. Sie war zu München gestorben. — Eine Photographie ihres Grabsteins verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Prof. Dr. Georg Ellinger in Berlin, welcher gleichzeitig so freundlich war, mich nach einer mir nicht zu Gesicht gekommenen Festschrift von Krenzer „Hoffmann und Bamberg" mit den Eintragungen in die Taufmatrikel der Pfarrei St. Martin bekannt zu machen. In dieser Festschrift wird angegeben, daß die Familie aus Arolsen stammte, Marcus hieß, und daß der Medizinaldirektor im Gegensatz zu seinen Brüdern, dem Kommerzienrat und dem Konsul (Julias Vater, der lange vor Hoffmanns Erscheinen im Jahre 1800 gestorben war), welche im Auslande den Namen geändert, den alten Namen beibehalten habe. Dazu bemerkt jedoch Prof. Ellinger, daß gerade in Arolsen sich zwei alte Grabsteine mit dem Namen Marc befänden, deren Inhaber er sich leider nicht gemerkt habe, und also Krenzers Annahme doch nicht ganz stimmen könne. — Wie mir der Bruder Franz Marcs, Herr Dr. Paul Marc, mitteilte, habe die Familie stets den Namen Marc oder Mark geführt, einzig der Medizinalrat habe seinen Namen latinisiert. — Die Schreibung Mark und Marc schiene ihm willkürlich durcheinanderzugehen, sein 1839 geborener Vater, Sohn von Juliens Bruder Moritz, habe sich stets Marc geschrieben. — Von Herrn Dr. Paul Marc erhielt ich noch rechtzeitig vor der letzten Korrektur dieses Aufsatzes den Stammbaum seiner Familie, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Museum
d'Orsay

Am 18ten Mart 1706
als Filesen gebohren ward.

Willkommen, kleiner Engel! Dich habe ich
sehnlich erwartet!
Lache mir, ich lache Dir herzlich entgegen:
Du bist deiner Mutter werth und hast
deines Vaters Hofnung erfüllt.
Verlassen wird er schnell die ernsthaften
Kaufmanns Geschäfte voll Freude,
Dich in deiner Mutter Schoos zu erblikken.
Auf Flügeln der Liebe wird er eilen
Dich an sein Herz zu drüken.
Du, schönes Filesen, bist unser aller Freude
würdig!

Dich schenkt uns der Himmel; wir danken
ihm herzlich dafür.
Blühe auf zur schönen unverweklichen Rose!
Dann sing ich Dir immer
ein Liedchen, so auf ich nur kann.

M. Marx.

aufgehoben sein könnten. Eine ganz reizende Reliquie stellt ein in kunstvoller Zierschrift abgefaßtes Gedicht auf Juliens Geburt dar, von dem ich bis jetzt der Ansicht war, es sei von ihrem eignen Vater auf sie gemacht worden. Es trägt die Unterschrift „M. Mark", der Vorname wäre dann der gleiche wie der seines Sohnes Moritz [s. u.] gewesen. Nun aber hat Juliens Vater nach der Taufmatrikel den Vornamen Philipp, und ich muß jetzt annehmen, daß dies Gedicht von einem Verwandten herrührt, der sich wegen der Häufigkeit dieses Vornamens in der Familie nicht näher bestimmen läßt. Es ist auf einen vierseitigen Quartbogen geschrieben und lautet:

Am 18ten Mart 1796
als Julchen gebohren ward.

Willkommen, kleiner Engel! Dich habe ich sehnlich erwartet!
Lächle mir, ich lache Dir herzlich entgegen.
Du bist deiner Mutter werth und hast deines Vaters Hofnung erfüllt.
Verlassen wird er schnell die ernsthaften Kaufmanns Geschäfte, voll Freude,
Dich in deiner Mutter Schoos zu erbliken.
Auf Flügeln der Liebe wird er eilen Dich an sein Herz zu drüken.
Du, schönes Julchen, bist unser aller Freude würdig!
Dich schenkt' uns der Himmel; wir danken ihm herzlich dafür.
Blühe auf zur schönen unverwelklichen Rose! Dann sing ich Dir immer ein Liedchen, so gut ich nur kann.

M. Mark.

Ist das nicht ein prophetisches Gedichtchen? Denn daß Julia zu einer schönen Jungfrau heranwuchs, ist uns auch von anderer Seite als von Hoffmann allein bezeugt. So erzählt ihr Vetter Heinrich Stieglitz [s. u.], daß sie noch nach ihrer unglücklichen Ehe mit dem Hamburger Kaufmann Georg Gröpel, den Hoffmann in seinem „Berganza" in häßlicher Karikatur, aber naturgetreu zeichnet, in den Arolser Konzerten und auf den dortigen Bällen kleine Triumphe feierte, worüber sich Stieglitz „mit schwärmerischer Theilnahme" freut. Selbst dem Porträt Julias, das sie als achtundvierzigjährige Frau darstellt (ich habe es im I. Bande meiner Hoffmann-Ausgabe, vor S. 135, reproduzieren lassen), sieht man die ehemalige Schönheit noch an, so daß Kunzens boshafte Bemerkung über Juliens „über die Gebühr gefüllte und gerötete Wangen" und das „Embonpoint des Körpers" wohl auf Rechnung seines persönlichen Geschmacks zu setzen ist. Als dicker, vierschrötiger Mann liebte er anscheinend nur sehr ätherische, blasse Wesen, und seine eigne Gattin hat nach dem Gruppenbild, das Hoffmann von der Familie Kunz gemalt hat (es ist im III. Bande meiner Hoffmann-Ausgabe nach S. XXVIII wiedergegeben),

diesen Anforderungen sicherlich reichlich entsprochen. Im übrigen bezeichnet auch Kunz Fräulein Julia als ein „recht hübsches, blühendes, liebenswürdiges Mädchen."

Wir nehmen jetzt ein anderes Blatt aus den Mark'schen Papieren zur Hand: es ist ein Liebesgedicht an Julia, ohne Datierung, und lautet:

Ich liebe Dich, weil mir aus Deinen Augen
Ein namenloser Reiz entgegenstralt;
Weil mir, aus ihnen Leben einzusaugen
Ein zehnfach Leben, diese Lust bezahlt;
Weil jedes Ebenmaasses zart'ste Wogen
Mich, lieblich fluthend, überall umwogen;
Weil in der Anmuth, welche Dich umschwebt,
Ein Zaubernetz sich um die Seele webt;
Weil mir ein feurig, unauslöschlich Sehnen
Nach jedem Preis des Wahren und des Schönen,
Seit ich Dich sah, nie aus dem Herzen wich.
Weil Du ein Weib bist, lieb' ich Dich.

Ich liebe Dich, weil mir aus Deinen Zügen
Das Bild der vielgeliebten Stunden lacht,
Die einst im Bunde, Unschuld und Vergnügen,
Auf ihren schnellen Flügeln mir gebracht.
Weil alle Worte, die Dein Herz entschleiern,
Den Sieg der Wahrheit und der Einfalt feiern,
Weil die Natur sich eine Rächerinn
In Dir erkor, nach ihrem heil'gen Sinn;
Weil unbewusst Dir selbst, in Deinen Tönen
Unsterbliche Orakel mir ertönen;
Von einer Welt, die dieser Welt entwich.
Weil Du ein Kind bist, lieb ich Dich.

Ich liebe Dich, weil mir in Deinen Blicken
Ein Schimmer meiner eignen Würde blinkt;
Weil, mich den niedern Trieben zu entrücken,
Ein Zeuge mir von höhern Wünschen winkt;
Weil Du der Sitten angebohrne Milde
Durch Freiheit schufst, zum eigenen Gebilde;
Weil, was Natur Dir gab mit reicher Hand,
Durch Selbstbestimmung sich veredelt fand.
Weil hold die Blüthe und gereift die Blume
Für Dich sich gatten, Dir zum Eigenthume,
Weil des Geschlechtes Schranke von Dir wich.
Weil Du ein Mensch bist, lieb' ich Dich.

Ich liebe Dich, weil meines Wesens Mängel
Das Weib zum stillen Ganzen mir verband.
Ich liebe Dich, weil eine Welt der Engel
Dein Kindersinn an diese Erde band.
Ich liebe Dich, weil ein erhab'nes Leben
Der Mensch in Deinen Blicken mir gegeben,
Dass mir des unbegriffnen Daseins Ziel
Als leuchtend Vorbild in die Augen fiel.
Durch Wahl der Freiheit und durch Zwang der Triebe
Entstand und lebt auf ewig meine Liebe —
In einem Worte malt ihr Urgrund sich:
Ja! weil ich lebe, lieb' ich Dich.

Das kleine Oktavblatt, auf dessen zwei Seiten das Gedicht geschrieben ist, trägt den mit Bleistift geschriebenen Vermerk: „Von E. T. A. Hoffmann". Wer diesen, wahrscheinlich erst in späterer Zeit, daraufgesetzt hat, weiß ich nicht, aber die Handschrift des Gedichtes, etwas steif und ungelenk, rührt offenbar nicht von Hoffmann her. Die Schrift ist allerdings so auffallend primitiv, die Majuskeln sind so merkwürdig simpel und schulmäßig, daß man meinen könnte, die Handschrift sei hier absichtlich verstellt worden. Eine solche Vermutung drängt sich von selbst auf, wenn man den Inhalt des Gedichtes betrachtet, denn nie hätte Hoffmann ein solches Poem seiner Schülerin überreichen dürfen, ohne in Gefahr zu geraten, auf allen Seiten Anstoß zu erregen. So auffällig es einerseits ist, daß in den Versen Gedanken ausgesprochen werden, die wir, wenn auf Julia angespielt wird, in Hoffmanns Werken wiederfinden — besonders bestechend ist da die zweite Strophe — so zeigt andererseits das Gedicht eine gewisse Unreife, trotz mancher Feinheit und manchen Schwunges, Unklarheit der Gedanken, verschwommene Bilder und schiefe Vergleiche, daß man schwerlich Hoffmann als Verfasser annehmen kann. Es scheint mir auch unwahrscheinlich, daß dieser „umwogen" auf „Wogen" und „ertönen" auf „Tönen" reimen würde. — Wer aber dann das Gedicht geschrieben haben soll, ist heute nicht mehr zu erraten. Wenn der Hamburger Kaufmannssohn Gröpel — eine solche ungelenke Schrift würde zu ihm passen — es Julien einmal überreicht haben sollte, dann hat er es sicherlich irgendwo abgeschrieben, und die Annahme, daß die Verse abgeschrieben sind, läßt sich bei genauer Prüfung des Originals nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Jedoch könnte ja auch Hoffmann sein Gedicht von einer anderen Person haben abschreiben lassen, um als Verfasser im Dunkeln zu bleiben. Aber wie uns Juliens Vetter Heinrich Stieglitz in seiner „Selbstbiographie" erzählt, war „die schöne Julie in der Fülle des Glücks erzogen, von dem weitläuftigen Kreise ihrer Umgebung

auf den Händen getragen und auch an dem damals in Bamberg residirenden apanagirten Duodezhofe mit Huldigungen überhäuft worden". [1]) Wie viele Verehrer, die sie mit Blumen und Gedichten bedachten, mag sie da gehabt haben! Doch fügt Stieglitz dem zitierten Satze bei: „Aber niemand huldigte ihr mehr als ihr Musiklehrer, in dessen vulkanischem Herzen sie bald als unumschränkte Flamme waltete." [2]) — Wenn nicht die zweite Strophe des Gedichtes mich unsicher machen würde, möchte ich die Verfasserschaft Hoffmanns a priori ablehnen, so aber muß ich die Frage unbeantwortet lassen. Denn wir müssen uns stets vor Augen halten, daß Hoffmann ein ziemlich unbeholfener Verseschmied war, wie er übrigens selbst zugesteht. So schreibt er einmal am 15. Juli 1812 anläßlich der Abfassung des Operntextes zur „Undine" an Hitzig: „Sie wissen, daß mir das Versifizieren gar nicht geläufig ist", und im zweiten Band seiner „Serapionsbrüder" läßt er durch Lothar bei der Kritik des „Kampfes der Sänger" von sich selbst sagen: „Dies alles im Vorbeigehen gesagt für unsern musikalischen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verse besticht, und den oft selbst ein sonettischer Wahnsinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatische Ungeheuerchen

[1]) Vgl. Heinrich Stieglitz, Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze. Gotha, 1865. S. 42. — Ein Bruder der Consulin Mark, Philipp, der in Moskau starb, hatte den Namen Stieglitz angenommen.

[2]) Es heißt dann a. a. O. S. 42 weiter: „Als sie nun nach kaum zurückgelegtem achtzehnten Jahre mit Zurückweisung des armen Kapellmeisters dem reichen Hamburger Kaufmanns- und Senatorssohne Georg Gräpel [so!] angetraut wurde, da ergriff den von der Mutter und den übrigen Verwandten Zurückgesetzten jene maßlos grenzenlose Wuth, die das begeisternde Element der genannten Poesien geworden. Besonders gern hörte ich sie von jener frühen interessanten Zeit in Bamberg, wo nächst dem scharfen schonungslosen Hoffmann (von dem sie behauptete, daß Einen, den er durch seinen schneidenden Witz lächerlich zu machen sich vorgesetzt, man nicht ohne Hohngefühl habe wieder ansehen können — daher ihm auch während Gräpels Bewerbung die Mutter das Haus verboten —) vornehmlich unser Großonkel, der geniale Markus, der terrorische Brownianer, damals als oberster Direktor aller Hospitäler und eifersüchtiger Protektor aller Schauspielerinnen des Landes eine so bedeutende Rolle gespielt und wo der gediegene Präsident von Stengel, zweiter Gatte der ältesten Schwester meines Vaters, als echter Freund von Kunst und Wissenschaft einen auserwählten Kreis um sich versammelt . . . hatte." Über jenen berühmten Medizinal-Direktor, der zu Hoffmanns Bamberger Freunden zählte, vgl. in meiner Hoffmann-Ausgabe, Bd. VI (1912), S. 333, Anm. zu S. 17 (sein Konterfei, von Hoffmann gemalt, findet sich als Titelbild des Bandes). Er war ein Bruder des Consuls Philipp Mark, also Schwager und Onkel von Fanny. Über den Freiherrn von Stengel ebenda Bd. I (1908), S. 490, Anm. zu S. 157. Er soll an der Vereinigung Julias mit Gröpel die Hauptschuld tragen. — In dem von V. Hadwiger mitgeteilten Briefe Hoffmanns an Speyer vom 18. VII. 1815 (s. u.) heißt es: „Was macht die Consulin, welche Nachrichten hat man von Julchen? — Weder in Leipzig noch hier weiß unter den Bankiers jemand etwas von Groepel, ich mußte daher voraussetzen, daß das Haus nicht eben bekannt ist, sonst hätte ich Fouqué gebeten, Julchen aufzusuchen, der ihr doch eine interessante Erscheinung gewesen seyn müßte, da sie sein Undinchen werth hält."

schafft.“ [1]) — Hoffmanns Freund, der Bamberger Arzt Dr. Friedrich Speyer, der Vetter Julias, erzählt in seinen Erinnerungen an Hoffmann, daß Hoffmann zur Zeit, als ihn die Leidenschaft zu Julia Mark gepackt hatte, „mehrere Gedichte“ schrieb, wobei er hinzusetzt: „soviel ich weiß, die ersten Versuche in diesem Kunstgebiet“. Wo sind nun diese Gedichte geblieben, und warum sollten wir in dem von uns gebrachten nicht ein solches (vielleicht in Abschrift) vor uns haben? Das Unzulängliche in der Versifikation (das übrige Mangelhafte würde sich dann aus der Ungeübtheit in der Handhabung derselben erklären) wäre nach Hoffmanns eignem Geständnis kein Beweis für seine Nichtverfasserschaft, was aber leider noch keinen Beweis für seine Verfasserschaft erbringt. In der „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza“, in der bekanntlich Hoffmann die ganze Affäre Julia Mark—Georg Gröpel in scharf satirischer Fassung verarbeitet hat, wobei Julia unter dem Namen Cäcilia auftritt, ist dieser „sonettische Wahnsinn“ zweimal ausgebrochen, einmal in dem Sonett „Die beiden Sphinxe“, dann aber in dem „Sonnett an Cäzilia“, welches sich nur in der ersten Ausgabe der „Fantasiestücke in Callots Manier“ befindet, in der zweiten Auflage aber fortgelassen wurde. [2]) In meiner Hoffmann-Ausgabe ist es in den Lesarten versteckt, weshalb wir es hier noch einmal absetzen lassen wollen, besonders auch darum, weil es an Juliens 15. Geburtstag, am 18. März 1811, ihr vom Verfasser mit einem Rosenstock übersandt wurde. Es lautet:

Der Frühling kommt auf blauen Wolkenwogen,
In duft'ger Ferne leuchtet sein Gefieder,
Den stillen Wald beleben frohe Lieder,
Der Heimath sind die Sänger zugeflogen.
Und Strahl auf Strahl entbrennt am Himmelsbogen,
Und was er küßt, es muß sich schnell gestalten,
Die Blüthe sich aus dunkler Knosp' entfalten,
Ins Leben ist des Lebens Gluth gezogen.
Aus grüner Wiege will die Rose glänzen,
Ihr sanftes Roth sind holder Geister Töne,
Der Jugend Anmuth — Reitze, ihr Erglühen.
Du Mägdlein! bist das Bild des süßen Lenzen,
Der Rosenknospe gleich an Anmuth, Schöne,
Und was du wirst, das zeige ihr Erblühen.

[1] Vgl. meine Hoffmann-Ausgabe, Bd. VI, S. 75 und Anm. dazu, S. 351.

[2]) Vgl. ebenda Bd. I, S. 454, wo ich es erstmalig wieder abgedruckt habe. Das Sonett „Die beiden Sphinxe“ am gleichen Ort, S. 147.

Im „Berganza“ wird Rosenstock und Sonett von dem nur als „Musiker“ bezeichneten Mitglied aus dem Zirkel der Mutter Cäciliens, in der Juliens Mutter scharf gezeichnet ist, überreicht. Sein jüngerer Nebenbuhler, „der Dichter“, ist Holbein, auf den wir später zu sprechen kommen werden. Der „Musiker“ ist aber Hoffmann, und wir finden in seinem Bamberger Tagebuch unter dem 18. März 1811 auch den Eintrag: „Anstalten zur Übersendung des Rosenstocks und des Sonets [so!]“, unterm 17. März steht: „Nachts beystehendes Sonnet [so!] gemacht.“ Das betreffende Blatt ist aber im Original-Tagebuch ausgerissen und wurde offenbar in das Manuskript des „Berganza“ eingeklebt.[1])

Speyer hat nicht ganz recht, wenn er von den Bamberger Gedichten als „ersten Versuchen“ auf diesem Kunstgebiet spricht; schon in seiner Jugend hatte Hoffmann in gebundener Rede geschrieben; so hat Hitzig im Jahre 1823 ein längeres Gedicht „Masquerade“ aus dem Jahre 1794, das Hoffmann später an Hippel sandte, mitgeteilt. Und so wird auch künftig noch mancher lyrische Erguß erfolgt sein, aber dem Druck hat der Autor in weiser Selbsterkenntnis nur sehr wenig anvertraut. Alles Lyrische in gebundener Form gerät unserm Hoffmann schlecht, und ich sehe auch hier wieder bestätigt, daß geborne Musiker stets schlechte Lyriker und geborne Lyriker schlechte Musikanten sind. So war der geborne Lyriker, Heinrich Heine, trotz seiner musikkritischen Aufsätze, die wir von ihm haben, im Grunde ganz unmusikalisch, wie mir umgekehrt jeder Reiz der Heineschen Lyrik in der Vertonung, sie mag an und für sich noch so gut sein, entschwindet. Heine faßt in seinen Gedichten durch ihre Form schon restlos alle in ihnen liegende Musikalität, die durch eine Vertonung völlig verdrängt wird, da diese sich an die Stelle jener ursprünglichen lyrischen Wort-Musik setzt. Eine ganz neue Stimmung nimmt nun den Platz der alten ein. — So müssen wir bei Hoffmann das lyrische Element in seiner Musik suchen. Hier allein finden wir sein ganzes Gefühlsleben, das wir in seinen Schriften vermissen. Dieses Fehlen des Gefühlsmäßigen scheint es mir auch zu sein, was die vielen harten Urteile über Hoffmanns literarische Leistungen hervorgerufen hat, ohne daß der Urgrund ihrer Abneigung den Tadlern zum Bewußtsein gekommen wäre. Ich finde hierfür einen sehr passenden Beleg in des russischen Schriftstellers Iwan Turgenjews Novelle „Frühlingswogen“, es heißt hier (in der bei Reclam erschienenen deutschen Übersetzung S. 37): „Von Weber kam die Rede auf Poesie und auf Hoffmann, der damals noch von aller Welt gelesen wurde . . . Es zeigte sich, daß Gemma keine zu glühende Verehrerin von Hoffmann war, ja daß sie ihn sogar — langweilig fand. Das phantastisch-nebelhafte nordische Element in seinen Erzählungen hatte nur wenig Reiz für ihre heitere, südländische Natur.

[1]) Vgl. Müller, Hoffmanns Tagebücher. Bd. I (1915) S. 89 f.

‚Das sind lauter Märchen, das Alles ist nur für Kinder geschrieben!‘ versicherte sie nicht ohne einige Geringschätzung. Auch fühlte sie dunkel, daß es Hoffmann an Poesie gebrach.“ Diese Stelle ist außerordentlich bezeichnend, und ich entsinne mich sehr wohl noch meiner späteren Knabenjahre, da ich mir trotz meiner großen Begeisterung für Hoffmann immer wieder sagte: „Ein Dichter ist Hoffmann eigentlich nicht!“ In diesem Ausspruch, wie auch in Turgenjews ihm entsprechendem, nur anders ausgedrücktem Urteil vom Mangel an Poesie, liegt nichts weiter als die schlecht formulierte Feststellung, daß in Hoffmanns Schriften das lyrische Element, worunter ich das warm Gefühlsmäßige, die Stimmung, die Herzenstöne verstanden wissen will, fehlt. Daß dieses wie vulkanische Lavaglut unter der Asche verborgen liegt, wird erst dem reiferen Leser klar, eine Form jedoch, durch deren Vermittelung diese Erkenntnis gewissermaßen instinktmäßig selbst im naiven Leser erzeugt wird, hat Hoffmann nicht gefunden — konnte er nicht finden, weil er als Künstler doch eben Musiker war. Bei der Beurteilung seiner Musik aber tritt zumeist das umgekehrte Verhältnis ein: Die Hörer sind baß erstaunt, ja enttäuscht, daß sie in Hoffmanns Kompositionen so gar nichts von dem genialen, bizarren, kühn-phantastischen Schriftsteller finden. Er ist ihnen viel zu zahm, zu konventionell. Und damit spricht die Allgemeinheit heute nun das Todesurteil des Komponisten. In diesem Umstande liegt geradezu Tragik. Was mich persönlich anlangt, der ich lange Jahre warten mußte, bis ich ein Hoffmannsches Tonstück in künstlerischer Vollendung hören konnte, so sagte ich mir in dieser langen Pause sehnsüchtigen Wartens immer wieder, daß ich das Schlagen von Hoffmanns Herzen erst in seiner Musik spüren würde. Und unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, als mir bei einer wundervollen Wiedergabe von Hoffmanns Quintett für Harfe und Streichquartett die tiefe Menschlichkeit, die unsagbare Innigkeit und Stärke seines Gefühlslebens offenbar wurde. Der dritte Satz mit seinem bestrickenden Zauber, in dem sich des Künstlers Sehnsucht nach Liebe in aller Süßigkeit der Melodik restlos enthüllte, zeigte die ganze Keuschheit und Zartheit seiner Seele. Was will es da bedeuten, wenn der kritische Fachmann als Vorbild Mozart zitiert — hier haben wir den Herzschlag Hoffmanns, hier liegt das lyrische Element seiner Künstlernatur. Und damit ist der hohe Wert der Hoffmannschen Musik — über alle Kritik der Musikkenner hinaus — für alle Verehrer des Dichters ein für allemal festgelegt. Zu meiner großen Freude und Genugtuung fand ich fast unmittelbar bei Niederschrift dieser Zeilen in dem soeben erschienenen ersten Band von Hoffmanns „Musikalischen Werken“, welcher vier Sonaten für Pianoforte enthält, folgende Stelle in der Vorrede des Herausgebers Gustav Becking[1]): „Mühen, ernsthaft bemühen muß

[1]) Verlag C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann), Leipzig.

man sich allerdings um unseren Meister; er schreibt noch Musik, die erworben werden will und der jener zwingende — man möchte fast sagen: aufdringliche — Grundzug fehlt, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Stil geworden ist. Müht man sich aber wahrhaft, so wird man reich belohnt durch den Blick in die Seele des Romantikers. Man wird auf jenen unaussprechlichen Gehalt stoßen, den in Töne und Worte zu fassen, der Dichter zeit seines Lebens vergeblich gestrebt hat, und man wird sich scheuen, solchem Wollen mit einer Kritik zu begegnen, die an der Außenseite des Musikalischen kleben bleibt."

Soviel sich zu diesem Thema auch noch sagen ließe, wir müssen zu einem weiteren Blättchen aus Juliens Erinnerungsmappe greifen. Diesmal ist es ein Gedicht zu ihrem sechzehnten Geburtstage, wie die Schriftzüge verraten, nicht von Hoffmanns Hand. Dieser hatte zu jenem Tage ihr ein anderes Geschenk gemacht: „Tre Canzonette italiane per un Soprano solo, due Tenori e Basso coll Accompagnamento di Pianoforte, composte e dedicate alla Signora Giulietta Mark da E. T. A. Hoffmann, compositore e direttore di Musica." Hoffmann hatte vom 6. März 1812 ab an diesen Canzonetten gearbeitet, die er ihr am 18. „mit einem eleganten und galanten Billett", wie er in seinem Tagebuch vermerkt, geschickt hatte, während er selbst krank zu Hause im Bette liegen mußte.[1]) — Das Gedicht, dessen Verfasser wir später erraten wollen, aber lautet:

Bey Juliens sechzehntem Geburtstage

Höre, Mädchen, welch Gefühle
Diese Nacht, in Schlafesfesseln
Meinem Auge sich enthüllet:

Schlummernd lag ich, als ein göttlich
Schöner Jüngling mich erweckte,
Also sprechend: Auf, erwache!
Heute soll Dein Auge sehen,
Und Dein Ohr soll heute hören!
Und Dein Herz Dir also fühlen
Und Dein Geist Dir also denken,
Wie in blauem Himmelsglanze
Holde Engel, fühlen, denken!
Sprachs, und schwang hinauf gen Himmel
Einen Stab mit seiner Rechten,
Rührte dann die Erde leise,
Und aus seinem Munde hört ich,
Still und feyerlich gesprochen,
Diese Worte laut ertönen:
Auf, erwacht ihr stillen Kräfte,
Führt ins Heiligthum den Jüngling,
Dass er schaue! Also rief er
Und entflog hinan gen Himmel,
Hinter fernen Wolken schwindend.
Lange schwebte noch des Jünglings
Holdes Bild mir vor im Geiste,
Als ich leise rauschen hörte
Engelsharfen; näher dann und
Immer näher tönten mir die
Himmelvollen Geisterlieder;

[1]) Vgl. Müller, Hoffmanns Tagebücher, S. 117. — Die Handschrift der Canzonetten kam in Ottilie von Goethes, einer großen Hoffmannverehrerin, Besitz und wurde von ihr der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien geschenkt, wo sie heute noch liegt. Vgl. Briefwechsel II, 735.

Und verschlangen so mein Wesen,
Dass ich nicht den Jubel merkte,
Der die Schöpfung froh belebte,
Nicht bemerkte, wie der Himmel
In sein Strahlgewand sich hüllte,
Nicht, wie Bäume schnell ergrünten,
Nicht, wie Blumen schnell erblühten,
Düfte hauchend, und der sanfte
Westwind durch die Blätter spielte.
Denn so war es, als aus tiefem
Staunen mich ein Wunder weckte.
Wieder blickte ich den Jüngling,
Wie er vor mir stehend zeigte
Mit dem Finger hin nach Osten;
Da erhob sich majestätisch
Ungewöhnlich klaar und strahlend
Mutter Sonne, schwebte langsam
Hin am Himmel, bis auflössend
Sich die Kugel mir ein herrlich
Mädchen zeigte. Schlummernd lag es,
In der Unschuld weiss Gewande
Hüllten sich die zarten Glieder,
Sechzehn Engel trugen betend
Dieses Himmelsmädchens Bürde,
Sechzehn waren's auch der Lilien,
Die sie in den Händen hielten.
Höher hob sich da mein Busen,
Wilder brausste da das Blut mir,
Kühner blickte da mein Auge.
Doch des Mädchens holde Schönheit
Und die reine Himmelsunschuld
Sänftigten die wilden Sinne;
Und voll Andacht niederknieend
Blickt ich an sie, wie die sechzehn
Engel für das Mädchen betend.

Durch mein brünstig Beten weckt' ich
Wohl den Engel, denn voll Sanftmuth
Öffnet sich das blaue Auge,
Und mitfühlend lösten meine
Augenlieder sich urplötzlich,
Hin, verschwunden war das Traumbild.

Das Gedicht ist auf einen Briefbogen auf zweieinhalb Oktavseiten geschrieben. Von dem zweiten Blatt ist die untere Hälfte abgeschnitten, offenbar folgten hier noch einige Briefzeilen mit dem Namen des Verfassers, der nach den Schriftzügen zu urteilen vielleicht Hoffmanns Rivale um Juliens Gunst, Franz von Holbein war, welcher bekanntlich in den Jahren 1810—1812 das Bamberger Theater leitete. [1]) Ende Februar des Jahres 1812 war er von der Direktion dieses Theaters zurückgetreten, um dafür ausschließlich das Würzburger Theater zu übernehmen, dessen Leitung er schon einige Zeit vorher abwechselnd mit der des Bamberger Theaters geführt hatte. Nach seinen Tagebuchnotizen hatte Hoffmann am 18. Februar noch Holbein besucht, am 27. dieses Monats und am 17. und 22. des folgenden aber schreibt er ihm, sodaß Holbein an Juliens Geburtstag nicht mehr in Bamberg gewesen zu sein scheint. Er mag ihr seine Verse von Würzburg aus gesandt haben. Daß er Julia mit den Erzeugnissen seiner Muse geradezu überschüttete, erzählt uns der Hund Berganza: „In dem Zirkel meiner Dame

[1]) Ich habe eine Reihe von Briefen Holbeins mit der Handschrift des Gedichtes verglichen, ohne dabei jedoch zu einem entscheidenden Resultat gekommen zu sein. Bei der oft verschiedenartigen Schrift Holbeins, die allerdings der des Gedichtes auffallend ähnelt, ist ein ausschlaggebendes Urteil nicht möglich.

befand sich ein junger Mann, den sie mit dem Namen: Dichter! beehrten, und der der neuesten Schule mit ganzer Seele anhängend, in lauter Sonetten, Kanzonen usw. lebte. Von besonderer Tiefe des Geistes war bei ihm nicht die Rede, seine Gedichte, in südlichen Formen geschrieben, hatten indessen einen gewissen Wohlklang und eine Lieblichkeit des Ausdrucks, wodurch Gemüt und Ohr des Kenners bestochen wurde. Er war, wie die Dichter insgemein sind, und wie man es beinahe von ihnen fordert, sehr verliebter Natur und verehrte von weitem mit Inbrunst und Andacht Cäcilien wie eine Heilige." [1]) Wie schon oben erwähnt, tritt neben diesem „Dichter" der „Musiker" als Nebenbuhler auf, beide wetteifern „wie die Troubadours der alten Zeit", indem sie sich auf Lieder und Gesänge herausfordern, und jeder Blick, jedes freundliche Wort des jungen Mädchens, dem einen zugeworfen, erregt die Eifersucht des andern. Auch in Hoffmanns Tagebuch findet sich diese Eifersucht auf Holbein deutlich ausgesprochen. Hoffmanns Kritik der Holbeinschen Gedichte trifft in hervorragendem Maße auch auf das Gedicht zu Juliens 16. Geburtstage zu, es ist glatt und flach und verrät einen schreibseligen Versifex, wie es nun der gute Holbein einmal war.

Zu Julchens siebzehntem Geburtstage liegt kein Glückwunsch- oder Huldigungs-Gedicht mehr vor. Sie hatte sich unterdessen mit dem reichen Kaufmannssohn Gröpel verlobt, am 6. September 1812 war der peinliche Auftritt in Pommersfelden erfolgt, der Hoffmann endgültig dem Markschen Hause fernhielt, und am 18. März des folgenden Jahres rüstete dieser sich bereits zur Abreise nach Leipzig, einen Monat später verließ er endgültig Bamberg. Holbein trat zwar erst Ende April von der Direktion des Würzburger Theaters zurück, aber auch für ihn war ja nun kein Grund mehr zu allegorisch verbrämten Geburtstagspoesien vorhanden. Julia Marks weitere Schicksale sind bekannt. Sie folgte dem ihr aufgedrungenen unsympathischen Gatten nach Hamburg in eine überaus unglückliche Ehe, die aber erst nach Jahren geschieden wurde. Gebrochen kehrte sie in den Kreis ihrer Verwandten zurück. Nicht lange darauf verheiratete sie sich zum zweitenmal mit ihrem bereits oben erwähnten Vetter Louis Marc in Arolsen, mit dem sie in einer ruhigen Ehe zufrieden lebte. [2])

Wir wissen, daß Julia sich zeit ihres Lebens stets günstig über Hoffmann geäußert hat, und daß sie ihm selbst seine heftigen, ja fraglos auch als maßlos zu bezeichnenden Gefühlsausbrüche ihrem damaligen Bräutigam gegenüber nachsah, waren diese doch, wie sie selbst schreibt „in der Verwirrung seines Gemüthes, mit

[1]) Vgl. Bd. I meiner Hoffmann-Ausgabe S. 149.

[2]) Auf dem Arolser Grabstein steht Ludwig Mark, er starb 8 Jahre vor seiner Frau. Ich besitze unter den Markschen Familienpapieren noch ein Gedicht, das er an sie gerichtet haben soll (nach Mitteilung der Familie). Ich werde es später einmal veröffentlichen.

einem aus Liebe und Angst für mich zerrissenen Herzen" erfolgt. Ganz anders als sie stand jedoch ihre Mutter, Fanny Mark, Hoffmann gegenüber. Müller veröffentlicht in „Hoffmanns Briefwechsel" (II, 313) einen Brief von ihr an ihre Tochter Julia aus dem September 1818, der in dieser Hinsicht sehr interessant ist, so schreibt sie dort u. a: „Für Hoffmann spricht mein Gemüth weder in Ahndung noch in Wirklichkeit, sein Karakter ist nach meiner Überzeugung nicht gut, und darum möcht ich mich unter keiner Bedingung jemals mehr mit ihm befassen." — Ein anderes Zeugnis für diese Gesinnung, wobei aber gewisse Einschränkungen gemacht werden, liegt mir in einem Briefe der Frau Mark vor, den sie am 31. April (alten Stils) 1824 aus St. Petersburg an ihren Sohn Moritz Mark, „Landgerichtsaccessist in Bamberg" richtete. (Ich verdanke diesen Brief, ebenso wie die vorher mitgeteilten Stücke, dem eingangs genannten Maler Franz Marc.) Julias Mutter war dreieinhalb Jahre vorher zu ihrer zweiten Tochter Minna, die in Petersburg verheiratet war und zur Zeit der Abfassung des Schreibens gerade ihrer Entbindung entgegensah, gezogen und gibt nun ihrem in der Heimat zurückgebliebenen Sohne (der, wie aus dem Briefe hervorgeht, damals an die 25 Jahre alt war) gute Ratschläge für sein wirtschaftliches Fortkommen. Wir wissen durch Speyer, daß Hoffmann zu seiner Zeit in Bamberg „die drei Kinder der Consul Mark en miniature" malte. Der Briefempfänger Moritz muß also damals an die zwölf Jahre alt gewesen sein. Es ist nicht anzunehmen, daß noch ein zweiter Sohn vorhanden gewesen ist, jedoch nennt Müller auf S. 635 des zweiten Bandes des „Briefwechsels" einen Oberrechnungsrat August Marc (nach welcher Quelle?). Ich nehme an, daß sich Müller hier irrt und der spätere Oberrechnungsrat mit dem ehemaligen Landgerichtsaccessisten identisch ist.[1])

Der Inhalt des auf über zweieinhalb Quartseiten dicht geschriebenen Briefes kann uns bis auf die angekündigte Stelle hier nicht interessieren. Nur sei erwähnt, daß die Mutter aus wirtschaftlichen, rein praktischen Gründen den Sohn von einem Besuch der Verwandten in Arolsen abrät. Dort heißt es: „Julia hat ihren Mann und lebt umgeben von einem Kreiß Verwandten, die alles für sie thun, also kann es auch für sie zu einer andern Zeit weit wünschenswerther seyn." Und nun die Stelle über den vor eindreiviertel Jahren verstorbenen Hoffmann, dessen Lebensabriß, von Hitzig verfaßt, Ostern 1823 erschienen war:

„Endlich ist es mir denn auch gelungen, Hoffmanns Biographie zu lesen, wie natürlich mit einem großen Interresse, da wir so lange mit ihm zusammen waren. Einiges ist außerordentlich schön darin, s. z. B. seine Briefe im ersten Band, worin sich ganz anderes von ihm vermuthen ließ, wie später geworden, dann

[1]) Nach dem Familienstammbaum klärt sich nun nachträglich die Sache so auf, daß der Sohn die beiden Vornamen Moritz August hatte. Er starb 1852 als Regierungsdirektor in Speyer.

sein Brief über die Leipziger u. Dresdener Begebenheiten u. der Aufenthalt da. Ich wundere mich nur, daß Speyer die Erwähnung über die Albernheiten des alten Mannes nicht ebenfals durch — — wie so manches andere ergänzt, ich finde es gar nicht recht, wenn gleich es auch nur von den nächsten Bekandten verstanden wird, dem sey wie ihm wolle, so steht seine H'= fratzenhafte Phantasie, die oft durch Leidenschaft ihre Urtheile gefaßt, gar weit hinter jenen. H. darf gar nicht wie andere beurtheilt werden, er war mit ausgezeichneten Talenten begabt, wo von aber keins seine Gediegenheit erreicht, so wie seine Phantasie vielleicht durch die Umstände herbeygeführt . . . ebenso mit den ausübenden Künsten. Man mahnt mich den Brief zu schließen, daher ich nichts weiter hierüber sage, es will mir auch bedünken, daß Du ebenfals kein großer Verehrer seiner Schriften bist." [1])

So weit Frau Fanny über Hoffmann. Der Tadel, daß Speyer die Erwähnung über die Albernheiten des alten Mannes nicht durch Gedankenstriche ersetzt hat, bezieht sich auch auf die 46. Seite des zweiten Bandes der 1823 erschienenen Biographie, auf dieselben Worte, die wir an den Anfang unseres Aufsatzes gesetzt haben, jene Stelle, die ihre Tochter Julia wohl noch lange Jahre immer wieder gelesen haben wird, mit wesentlich andern Gefühlen als ihre Frau Mama.

Posthume Hoffmannporträts

Das beste Bildnis Hoffmanns, das wir besitzen, ist jener Stich, welchen Hitzig seiner Hoffmannbiographie vom Jahre 1823 vorsetzte. Es wurde von Buchhorn nach einer eigenhändigen Kreidezeichnung Hoffmanns hergestellt, welche sich nach seinem Tode unter dem Bücherschranke ganz zerknittert und verwischt vorfand. Der Selbstporträtist hatte sie in Lebensgröße auf einen Royalfoliobogen gezeichnet und hinter die Blumentöpfe gesteckt, um seine Frau damit zu erschrecken. Dies Bild wurde nicht nur häufig nachgestochen oder mechanisch reproduziert, sondern diente auch als Vorlage für spätere Hoffmannporträtisten. So benutzte es Adolf Menzel für eine Lithographie, die sich als Titelvignette im dritten Heft von Dorows „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen" (Berlin 1837) findet. Hatte es hier schon viel von seiner ursprünglichen Eigenart und Ähnlichkeit verloren, so wurde es bei späteren, rein handwerksmäßigen Wiederauf=

[1]) Die durch Punkte angedeutete Stelle ist durchaus nicht zu entziffern. Die Worte lesen sich wie „schwer zusammen" oder „schwarz . . .", ergeben aber keinen Sinn. Frau Mark ist offenbar durch die Mahnung, den Brief zu beenden, gestört worden.

frischungen immer ausdrucksloser und dem Original fremder. Erträglich ist es noch auf dem von Geoffroy hergestellten Titelstich zu der 1841 zu Paris bei Baudry erschienenen einbändigen deutschen Gesamtausgabe von Hoffmanns Werken, unmöglich aber vor dem dreiundneunzigsten Bändchen von Meyers „Groschenbibliothek der deutschen Classiker für alle Stände" (Hildburghausen o. J.), wie es auch schon einige Zeit vorher in der bei Brodhag zu Stuttgart erschienenen Sedezausgabe von „E. T. W. Hoffmanns erzählenden Schriften in einer Auswahl" (1831 im sechsten Bändchen) verzerrt wiedergegeben ist. Nicht besser steht es mit dem Holzschnitt vor den „Ausgewählten Werken" in der 1892 erschienenen Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur wie mit der Radierung, die sich vor der im Bibliographischen Institut zu Leipzig herausgekommenen Auswahl von Hoffmanns Werken (hgb. von Schweizer, 1896) befindet, noch greulicher und unähnlicher stellt es sich auf dem nach einer modernen Zeichnung hergestellten Lichtdruck dar, welcher der bei Bong in Berlin erschienenen Gesamtausgabe Georg Ellingers beigegeben ist. Man sollte es nicht für möglich halten, was diese Nachzeichner für Unfug mit ihrer Vorlage angestellt haben.

Ein anderes Selbstporträt Hoffmanns findet sich in einer Radierung vor der zweiten Auflage der „Fantasiestücke in Callots Manier" (Bamberg 1819).[1]) Schon Hitzig sagt hiervon anläßlich des erstgenannten wohlgetroffenen Konterfeis: „Die Carikatur vor der neuen Ausgabe der Fantasiestücke, die deren wohlwollender und geschmackvoller jetziger Eigenthümer gewiß caßiren wird, sobald er sich durch Ansicht des gegenwärtigen [Buchhornschen] Blattes überzeugt, wie wenig sie dem Urbilde gleicht, war das erste Portrait, das von Hoffmann erschien." Der „geschmackvolle, jetzige" Eigentümer der „Fantasiestücke" war Brockhaus in Leipzig, er folgte tatsächlich Hitzigs Anregung und gab 1825 in der dritten Auflage der „Fantasiestücke" das Buchhornsche Kupfer, dessen Platte ihm Dümmler wohl zur Verfügung gestellt hatte. Von der Vorlage zu jener getadelten Radierung sagte Hitzig: „Schon in seiner eigenen Zeichnung dazu hatte er [Hoffmann] sich, wie der Herausgeber ihm nicht verhehlte, etwas Katzenartiges gegeben; aber der Stich hat noch das Unheil voll gemacht." Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Stich in allen Exemplaren der zweiten Ausgabe der „Fantasiestücke" anders aussieht. Aus diesem Grunde habe ich mir vier Exemplare derselben angeschafft, in denen das besagte Titelporträt jedesmal einen ganz anderen Ausdruck hat, ganz abgesehen von der bloßen Verschiedenheit der Abzüge. Diese zweite Auflage muß in einer außerordentlichen Höhe erschienen sein, denn nicht nur, daß in vielen Exemplaren die Abzüge des Kupfers blaß und fehlerhaft geraten sind, sondern

[1]) Reproduziert im 1. Bande meiner Hoffmann-Ausgabe, auch im 1. Bande der Grisebachschen Ausgabe.

man hat eben dieser Abnutzung wegen die Platte neu aufgerissen, wodurch diese später nachradierten Porträts dem Original noch weit unähnlicher geworden sind. Der Mund ist hier viel breitlippiger und süßgespitzt und das Gesicht hat einen ganz anderen Ausdruck dadurch gewonnen. Es gibt von diesem Bilde einen Nachstich, der offenbar aus einer Porträtserie stammt, deren Titel mir nicht bekannt ist. Der Name des Stechers ist nicht genannt, die Unterschrift, in Versalien gestochen, lautet nur: Hoffmann. Dieser Nachstich, der ein Spiegelbild der Vorlage ist, übertrifft diese naturgemäß noch stark an Unähnlichkeit. Im übrigen ist dies Porträt weiterhin von Nachbildnern verschont geblieben. Hoffmann hat sich, wie aus dem Illustrationsmaterial der bisher erschienenen Bände meiner Hoffmann-Ausgabe schon deutlich zu sehen ist, sehr oft selbst gezeichnet und karikiert, oft auch an sehr versteckten Stellen, aber diese Bilder sind von neueren Hoffmannporträtisten offenbar nicht benutzt worden.[1])

Wohl als beliebtestes Hoffmannporträt müssen wir den Passinischen Stich nach Wilhelm Hensels Zeichnung ansprechen, welcher dem zweiten Bande der von Biedenfeld und Ruffner herausgegebenen „Feierstunden" (Brünn 1822) beigegeben ist, aber auch als Einzelblatt vertrieben wurde.[2]) Schon Hitzig bemerkte zu diesem Bilde: „Hensels Hoffmann, vor dem letzten Bande der Biedenfeldschen Feierstunden, ist besser [als das Porträt zu den ‚Fantasiestücken']; doch so aufgefaßt, daß man auf eine viel längere Figur, als Hoffmann hatte, daraus schließt. Auch hat das Bild etwas Süßliches, was Hoffmann durchaus fremd war. Aber — wie hätte er auch einem Maler ruhig sitzen mögen, um ein Bild von ihm entwerfen zu können! Er schnitt gewiß tausend Gesichter, während Hensel ihn zeichnete, und insofern hat dieser bewundernswürdig viel geleistet." Auf diesem Porträt gibt die Kleidung Hoffmanns, der geblümte Warschauer Schlafrock, einen phantastischen Unterton, welcher Umstand gewiß viel zur Beliebtheit des Bildes beigetragen hat. — Ich besitze auch einen Nachstich in gleicher Größe, der wohl nur wenig später als das Original erschienen ist. Der Kopf ist so genau als möglich kopiert, statt des Warschauer Schlafrocks aber hat der anonyme Kopist seinem Modell einen modischen schwarzen Rock angezogen. Die auf die Platte gestochene Unterschrift lautet: „Ernst Theodor Hoffmann / geb. 1778 [statt 1776],

[1]) Vgl. zum Beispiel in meiner Ausgabe die Bilder Bd. I S. XI, 104; Bd. II S. 353; Bd. III S. XV, XVII, 1; Bd. IV, Titelbild, S. LXXXII; Bd. VI, Titelbild; Bd. VII, Titelbild. Unbemerkt geblieben ist bisher, daß Hoffmann sich selbst sehr hübsch karikiert hat auf seiner großen kolorierten Napoleon-Karikatur „Feyerliche Leichenbestattung der Universal-Monarchie". Sein Kopf im Profil taucht unmittelbar hinter dem Sarge auf, und er will gerade dem zusammengebrochenen Napoleon mit dem Löffel „un peu de sel" reichen. Vgl. Friedr. Schulze, „Die deutsche Napoleon-Karikatur" Weimar 1916. Blatt 8°.

[2]) Reproduziert im 2. Bande meiner Hoffmann-Ausgabe.

gest. 24ten [statt 25.] Juny 1822." Der Passinische Stich hat offenbar einer wohl aus den dreißiger Jahren stammenden französischen Radierung zugrunde gelegen, auf der Hoffmann als junger hübscher Mann in Kniehosen auf einem breitarmigen Sessel sitzt, in der rechten Hand eine dünnrohrige türkische Pfeife haltend. Hinter ihm, auf einem Spinett, dessen Tastatur sichtbar ist, liegen Bücher und steht eine geschliffene Karaffe nebst hohem Kristallpokal. Der Zeichner dieses lieben, ganz unhoffmannischen Bildchens heißt Dupont, der Stecher Pelée.[1]) — Es hat nun wiederum dem Augenschein nach als Vorbild für eine wüste italienische Karikatur gedient, die als Titelbild den „Racconti di Ernesto Teodoro Hoffmann. Premesso un discorso di Gualtiero Scott. Prima versione italiana (4 vols. Milano, per Gaspare Truffi e Comp. 1835)" beigegeben ist. Rock, Weste, Jabot, Haltung der Hände, in der rechten auch die dünnrohrige türkische Pfeife, ist ebenso wie auf der Dupontschen Zeichnung, aber was hat der anonyme Verfertiger dieser Karikatur aus dem Gesicht gemacht! Es ist das gerötete, aufgedunsene Gesicht eines versoffenen Bier- und Schnapstrinkers: ein schielender, starrer Blick quält sich mühsam durch die gequollenen Augenlider hervor. Der Mund ist herabgezogen, die wulstigen Lippen vorgeschoben, die Haare dünn und unordentlich; über dem aufgeschwemmten Bauche bauscht sich in Falten die Weste. So wollte der Italiener also seinen Landsleuten wider besseres Wissen und Gewissen diesen von wilden Träumen und Delirien gequälten deutschen Dichter vorstellen: als einen unreinlichen, gemeinen Bier- und Schnapssäufer, wie sie es eben nur in diesem unkultivierten, rohen Deutschland geben konnte. Es geht doch nichts über solchen chevaleresken Patriotismus der romanischen Rasse! Dies Bild ist auch in dem Hoffmannbändchen der eben angeführten „Prosateurs illustres" auf S. III ohne weitere Quellenangabe wiedergegeben, trägt jedoch die völlig rätselhafte Unterschrift: „Hoffmann, dessiné d'après un monument, que ses amis lui ont élevé." Wirklich, höchst sonderbar. Das Dupontsche Bildchen hat in neuerer Zeit dem Radierer Ad. Lalauze zu einem Titelporträt einer Ausgabe von Hoffmanns „Contes fantastiques, tirés des frères de Sérapion et des contes nocturnes. Traduction de Loève-Veimars" (Paris, Jouaust 1883) vorgelegen. Es ist fast getreulich kopiert und zeigt ebenso einen sehr hübschen jungen Mann, der mit unserm Hoffmann weiter keine Ähnlichkeit hat. Als Embleme darunter einen

[1]) Wiedergegeben im Bändchen „Hoffmann" der Serie „Les Prosateurs illustres français et étrangers" (Paris, Louis-Michaud. s. d. [ca. 1900]) S. VII. Der Stecher ist offenbar Pierre Pelée, geboren vor 1800, gestorben nach 1838, lebte zu Courtedoux im Kanton Bern. Er arbeitete schon vor 1820. Bekannt sind seine Vignetten zu Werken Rousseaus und Voltaires. — Um welchen Dupont es sich aber handelt, ist bei den vielen Künstlern gleichen Namens schwer zu sagen: vielleicht war es ein Heinrich Dupont, der um 1827 lebte, vielleicht auch Jean Marie Dupont Pingenet, der sich unter David bildete, die Porträtmalerei bevorzugte und Miniaturen auf Elfenbein und Porzellan herstellte.

Sarg, aus dem ein hängebrüstiges Weib mit Totenkopf heraussteigen will, darauf ein Weinfaß, Flaschen, Gläser, Bücher, eine Geige, ein Rapier, Noten und einen Feldstecher (!). — In neuester Zeit hat der Passinische Stich noch dem Zeichner John Hörter zur Vorlage für ein posthumes Hoffmannporträt gedient, das an sich nicht schlecht, aber auch nicht im mindesten ähnlich ist.[1]) Der Ausdruck des Mundes entspricht keineswegs der Wesensart Hoffmanns. Wohl eine ganze Zeit später als das Dupont-Peléesche Blatt erschien eine Lithographie nach einer Zeichnung von François Joseph Aimé de Lemud mit der Unterschrift „Hoffman" [so!]. Rechts unten an der Randeinfassung ist zu lesen: „A. Delemud del.," links: „Imp. de Lemercier Benardet Cie."[2]) Oben über dem Bilde: „L'artiste" (Name einer Zeitschrift, dem das Blatt beigegeben wurde!). Hoffmann sitzt im Sessel, das Kinn auf die rechte Hand gestützt, die herabhängende linke hält wieder eine dünnrohrige geschwungene Pfeife. In anmutiger Stellung stützt sich auf die hohe Sessellehne eine hübsche Frau, die auf den neben dem Sessel stehenden, mit Papieren belegten Tisch hinabsieht, offenbar lesend, was der Gatte soeben geschrieben. Dieser aber richtet den Blick, neue Visionen erschauend, in die Leere. Es liegt eine sinnende Ruhe auf dem Antlitz, die Stirn ist breit und klar, der Mund, dessen Oberlippe etwas aufgeworfen erscheint, fest geschlossen. Die Backenknochen treten hervor und geben dem Gesicht einen slawischen Charakter. Nicht viel ist in dieser Physiognomie, das an Hoffmann selbst erinnerte, besonders stimmt diese nachdenkliche Ruhe wenig zu seinem Wesen, aber das Ganze ist nicht ohne Reiz und künstlerisch wohl das beste posthume Phantasiebild unseres Dichters. Dem Zeichner hat aller Wahrscheinlichkeit nach das Hoffmannsche Selbstporträt im Buchhornschen Stich vorgeschwebt. — Wir kennen eine ebenfalls in Lithographie ausgeführte, sehr gute deutsche Kopie dieses Blattes von Thoma.[3]) Bevor ich selbst in den Besitz des französischen Originals kam, bat ich den 1914 verstorbenen Kunstmaler, Schriftsteller und enthusiasmierten Hoffmannverehrer und Sammler Professor Friedrich Haßlwander in Wien um leihweise Überlassung der in seinen Händen befindlichen lithographierten Kopie, die ich dann für einen späteren Band meiner Hoffmannausgabe im Jahre 1907 reproduzieren ließ. Die Wiedergabe des Bildes in unserem vorliegenden Hefte habe ich jedoch nach dem französischen Original-

[1]) Es erschien in „Sechs Romantiker-Porträts von John Hörter". Berlin 1907.

[2]) Lemud, geb. 1816 in Diedenhofen, Schüler der Metzer Kunstschule, bildete sich zum Maler, Stecher und Lithographen. Er starb 1887 in Nancy.

[3]) Grisebach schreibt in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. XCVIII nach einem Katalog: M. R. Toma. — Dasselbe Blatt offenbar (nähere Angaben fehlen) kam am 19. Mai 1914 aus der Sammlung Erich Schmidts auf einer Berliner Auktion bei Breslauer zur Versteigerung (vgl. Nr. 440 des Katalogs). Auf dem Blatt fand sich von Schmidts Hand der Vermerk: „Nur hundert Abdrücke."

blatt herstellen lassen, das allerdings dem deutschen Blatte keinen merkbaren Vorzug abgewinnen kann.

Zu den posthumen Hoffmann-Porträts müssen wir auch das große Aquarellbild „Hoffmann und Devrient" zählen, das noch heute bei Cutter und Wegner in Berlin hängt. Das Nähere darüber habe ich auf S. 339 des vierten Bandes meiner Hoffmann-Ausgabe gesagt, dem es in einer guten Autotypie beigegeben ist.[1]) Hoffmann scheint mir auf diesem Blatte nicht schlecht getroffen zu sein, obwohl sich auch hier die Henselsche Auffassung in den zu weichen, gerundeten Zügen bemerkbar macht. Ähnlicher, aber karikiert, möchte das dem gleichen Bande beigegebene Bild in Lichtdruck sein (nach einem in meinem Besitz befindlichen Ölgemälde), welches Devrient als Fallstaff und Hoffmann als Kreisler darstellt, möglicherweise aber schon zu Hoffmanns Lebzeiten entstanden ist und sogar von ihm selbst herrühren könnte.

In plastischer Darstellung, einem Bronze-Relief in Medaillonform, wurde ein Profilbild unseres Dichters von dem Bildhauer Ludwig Tendlau angefertigt, welches nebst einer aus gleichem Metall hergestellten Gedenktafel im Jahre 1890 an dem Eckhause Tauben- und Charlottenstraße angebracht wurde.[2]) Es war dies nicht mehr Hoffmanns altes Wohnhaus, sondern bereits ein Neubau, der vor nunmehr etwa fünfzehn Jahren wiederum einem modernen Geschäftsbau weichen mußte. Tafel und Medaillon wurden jedoch nicht wieder angebracht, sondern wanderten ins Museum. Ich habe das Relief noch an dem alten Hause gesehen, jedoch war es auf die Ähnlichkeit mit Hoffmanns Gesichtszügen infolge der großen Entfernung nicht gut zu prüfen. Eine mir vorliegende Photographie zeigt es nicht deutlicher, jedoch scheint es einer uns bekannten Vorlage nicht unmittelbar nachgebildet zu sein. Allein die dem Original durchaus fremde Haartracht macht das Porträt unähnlich. Immerhin ein Meisterwerk gegen die von dem Bildhauer Stanislaus Cauer angefertigte Bronzeplakette, welche der Königsberger Goethebund am 25. Juni 1922, dem hundertjährigen Todestage Hoffmanns, an dessen Geburtshause hat anbringen lassen. Nachdem die Stadt Königsberg bisher das Andenken Hoffmanns durch kein äußeres Zeichen, nicht einmal durch die Benennung einer Straße nach ihm, geehrt hat, setzt sie ihm jetzt mit einem

[1]) Dieses Bild wurde in den 40er bis 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts sogar auf Porzellantablettes und Tassen gemalt.

[2]) Herr Felix Marcus teilte mir am 10. August 1907 mit, daß er der Stifter dieses Medaillons sei. Dem scheint eine Bemerkung des Rechtsanwalts Dr. Eisermann zu widersprechen, der in einer Sitzung vom 11. November 1905 erwähnte, daß der Bankdirektor und Rittergutsbesitzer Rempien der Stifter der Gedenktafel an Hoffmanns Wohnhaus sei. Oder hat dieser nur die Tafel gestiftet, Marcus aber das Medaillon? Vgl. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jahrg. 1905 Nr. 12, S. 160.

geradezu abstoßenden Zerrbild mit verdrehten Augen, das im übrigen nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der darzustellenden Person hat, ein Monument. Die illustrierte Zeitung, in der mich die Abbildung dieses Medusenhauptes erschreckt hat, bringt dazu die Bemerkung: „Der Künstler betonte den ‚tollen' Gespenster-Hoffmann." Armer E. T. A. Hoffmann! Nachdem sich eine nun recht stattlich gewordene Schar Deiner Verehrer seit Jahren durch Wort und Schrift bemüht hat, Deiner Person und Deiner Kunst den Weg zu einer gerechten Beurteilung zu bahnen und Dich von einsichtslosen Anwürfen beschränkter Philister zu befreien, feiert man Dich heute wieder als ‚tollen Gespenster-Hoffmann'! So paßt Du auch besser in das Zeitalter der Lichtspieltheater und Niggertänze hinein.

Noch wären zwei Plastiken zu erwähnen, deren Kenntnis uns Walther Harich im vierten Heft des ersten Jahrgangs der Berliner Zeitschrift „Faust" (1922) vermittelt. Es handelt sich um zwei Büsten, die in großen, klaren Autotypien dem Heft beigegeben sind. Beide Plastiken können bei mir nicht die gleiche zustimmende Begeisterung hervorrufen, wie es bei Harich der Fall ist. Die Büste des Sanitätsrats Dr. M. Bukofzer ist fraglos durch das am Eingang unseres Aufsatzes erwähnte Selbstporträt Hoffmanns, gestochen von Buchhorn, inspiriert. Ganz abgesehen von irgendwelchen künstlerischen Qualitäten, ist mir der ganze Ausdruck nicht Hoffmanns Wesensart entsprechend. Der gutmütig weichliche Zug um den Mund hat entschieden etwas, das Hoffmanns Natur durchaus nicht entsprach. Man glaubt eine alte Frau vor sich zu haben, nicht aber die herbe Männlichkeit Hoffmanns. Es ist zu bedauern, daß die Büste nicht auch im Profil abgebildet ist, vielleicht ließe sich dann Günstigeres darüber sagen. Hat diese Büste aber immerhin etwas, das auf Hoffmann zielt und für einen Dilettanten erstaunlich ist, so ist dies bei der anderen, von einer Bildhauerin von Beruf, Hertha Cornilsen, ganz und gar nicht der Fall. Hätte nicht der Name Hoffmanns unter der Abbildung gestanden, ich hätte hier niemals auf Hoffmann geraten. Einen solchen nach oben gerichteten Blick mit dem gut bürgerlichen Schmunzeln um die Mundwinkel darunter, solch eine abwartende Gemütlichkeit und Bedächtigkeit hatte der Verfasser der „Elixiere des Teufels" nicht. Ich begreife den großen Hoffmannenthusiasten Harich nicht, daß er sich so gar keine Vorstellung von dem wahren Äußern Hoffmanns zu machen weiß. Freilich spricht er in seinen Begleitworten einmal bei Erwähnung von „zwei flüchtigen Zeichnungen von Hoffmanns Hand" (wobei er doch aller Wahrscheinlichkeit nach auch an das Buchhornsche Blatt denkt), daß diese „unähnliche und ungenügende Vorbilder für eine Plastik" seien. Warum? Hoffmann wußte sich selbst ausgezeichnet zu treffen. Man kann ihn leibhaftig wandeln sehen, wenn man seine Selbstporträts und Selbstkarikaturen oft und eingehend studiert, und kann sich, falls man selbst ein wenig das Auge eines bildenden

Künstlers hat, unmöglich irren. Es ist gar nicht so schwer, ein gutes lebendiges Hoffmannbild zu schaffen, und ich bin fest überzeugt, daß es auch noch einmal geschehen wird. Aber dazu darf man nicht nur die Bildchen studieren, sondern muß sich auch aus seinen Schriften und nach den biographischen Überlieferungen ein Bild von seines Wesens Art machen.

Unerfaßte Hoffmannbriefe

In der Erfassung des Hoffmannschen Briefwechsels hat Hans von Müller das Menschenmögliche getan, keine Mühe war ihm zu groß und kein Weg zu weit. Das Ergebnis seines Fleißes und seiner nimmermüden Anstrengung hat er in seiner Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel u. d. T. „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr" (2 Bände in vier Abteilungen, Berlin 1912 — ein dritter Band steht noch aus) niedergelegt. In der Übersicht zum ersten Heft vom zweiten Bande, geschrieben Ende Mai 1912, führt der Herausgeber, außer den in der Briefsammlung wiedergegebenen Briefen Hoffmanns, noch weitere 45 ihm bekannte Hoffmannbriefe an. Von diesen wurden 30 an Härtel und Rochlitz in den „Süddeutschen Monatsheften" (1907—1908) von ihm selbst veröffentlicht, 7 Briefe an Chamisso von mir im „Hyperion" (1908) und 2 weitere Briefe von Victor Hadwiger[1]) und dem Antiquar Max Perl (wahrscheinlich der von uns unter Nr. 14 zitierte Brief vom 21. Januar 1819). Sechs von den fünfundvierzig führt Müller als noch ungedruckt an. Welche von diesen sechs Briefen später von Müller veröffentlicht sind, vermag ich nur zu erraten, jedenfalls teilte er im Jahre 1918 einen Brief Hoffmanns an Iffland aus dem Jahre 1800 und zwei Briefe an Hampe aus den Jahren 1809 und 1819[2]), drei Jahre später („Der Sammler" 1921, Heft 42) einen Brief an Hitzig vom 8. Januar 1821 (der wahrscheinlich unter die genannten sechs fällt) mit. Diesen folgte noch in einem Privatdruck zum 16. Dezember 1921 ein Brief an Hitzig vom 24. Februar 1818, der wohl ebenfalls zu den unveröffentlichten sechs Briefen zu rechnen ist. Als sechster Brief käme zu diesen noch ein Brief an Rochlitz vom 29. Januar 1809 (im „Feuerreiter" 1922, Heft 6), zu dessen Kenntnis Müller im Jahre 1908 kam. Zwei Eingaben des Regierungsrathes Hoffmann aus dem Jahre 1807 (in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" 1922, Heft 7) kommen hier nicht in Betracht. Mit den aufgeführten sechs Briefen, von denen vier H. v. Müller nach seinen eignen Angaben vor 1912 gekannt hat, hoffe ich alle nach 1912 von Müller veröffentlichten Briefe erwähnt zu haben, bei der Verstreutheit seiner Publikationen in Privatdrucken und den verschiedenartigsten Zeitschriften wäre ein Übersehen des einen oder anderen Stückes leicht möglich. Ein von mir im Jahre 1920 im „Antiquarius" veröffentlichtes Billet an Brentano wäre nebenbei zu erwähnen, sonst sind mir keine Veröffentlichungen Hoffmannscher Briefe von anderen nach 1912 bekannt geworden.

---

[1]) Müller gibt keinen Nachweis, um welchen Brief es sich handelt. Ich nehme an, daß es ein Brief Hoffmanns vom 18. Jul 1815 an Speyer ist, der von Hadwiger in einem Aufsatz „Kaisertum und Romantik" in „Deutsche Arbeit", Jahrgang 9 Heft 9 S. 555f. mitgeteilt wurde.

[2]) Vgl. Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. München 1918. S. 55 u. 62. Der Brief von 1819 wurde Müller bereits 1906 bekannt.

Ich nehme nun als sicher an, daß Müller seit jenem Mai 1912 noch eine ganze Anzahl bisher unbekannter Hoffmannbriefe zugänglich geworden sind, die im 3. Bande seiner Briefausgabe zu finden sein werden. Gewiß doch einige derjenigen, die in den letzten Jahren im Handel auftauchten, und die ich auch im folgenden mitangeführt habe.

Viele der schönsten Hoffmannbriefe sind, wie wir durch Müller wissen, leider vor ihrer Erfassung vernichtet und auf immer verloren, manche werden ins Ausland, besonders nach Amerika und Frankreich, gewandert und auf Nimmerwiedersehen in Privatsammlungen verschwunden sein. Auch in deutschen Autographensammlungen müßte sich noch manches finden lassen, aber leider sind viele Sammler allen Bitten der Forscher völlig unzugänglich, was zwar menschlich erklärlich, aber doch kleinlich gegenüber einer großen Sache ist.

Ich habe mich der Mühe unterzogen, einmal festzustellen, wie viele Hoffmann-Autographen in den letzten vierzig Jahren im deutschen Handel aufgetaucht sind, und wie viele von diesen für die Briefausgabe Hans von Müllers nicht genutzt wurden. Ich habe über zweihundert Kataloge darauf durchgesehen und wurde in diesen Bemühungen vor zehn Jahren von einem Freunde unterstützt, der einst selbst ein begeisterter Autographensammler war. Ihm verdanke ich manche Feststellung aus älteren Katalogen. Bisher habe ich diese Nachforschung noch nicht systematisch betrieben, und das Ergebnis, das ich hier vorlege, ist nur als Fragment zu betrachten, als ein Experiment und als eine Anregung. Und ist das Resultat auch nur ein sehr bescheidenes, denn viel mehr als zwanzig Briefe Hoffmanns scheinen es nicht zu sein, welche in der Briefausgabe und den sonstigen Publikationen Müllers fehlen, so habe ich wenigstens über dies hinaus die Hoffnung, daß diese Mitteilungen vielleicht jemandem zu Gesicht kommen werden, der uns die Kenntnis des Originals des einen oder anderen Stückes vermitteln könnte. Es ist ein neuer Weg, den ich hiermit einschlage, und sollte dieser auch zu keinem Ziele führen, so ist es für jeden Freund unseres Dichters doch ein Trost, das Bewußtsein zu haben, daß diese zwanzig Briefe mit größter Wahrscheinlichkeit erhalten geblieben sind. Vielleicht ließe sich an Hand dieser Notizen noch feststellen, in wessen Besitz die Hoffmannbriefe gekommen sind. Ich selbst habe in dieser Hinsicht aber noch keinerlei Nachforschungen unternommen. So interessant es auch ist, zu sehen, welchen Weg die einzelnen Autographen, die z. T. immer wieder im Handel auftauchen, gemacht haben, so müssen wir uns doch aus Raummangel und vor allem aus Rücksicht auf die große Mehrzahl, der solche Untersuchungen, mit vollem Recht, höchst uninteressant sind, darauf beschränken, nur die Briefe (von Manuskripten sehe ich an dieser Stelle ab) anzuführen, die bisher nicht publiziert worden sind. Ich betone noch einmal, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein Teil von dem ist, was sich nach einer ganz systematisch unternommenen Untersuchung feststellen lassen müßte. Ich gruppiere die Briefe nach ihrer Datierung. Alle Briefe sind, falls es nicht ausdrücklich anders vermerkt ist, eigenhändig und mit Unterschrift versehen. Hans von Müllers Briefwechsel zitiere ich mit BW.

1811

1. **Bamberg, 23. Okt. 1811. 1 volle Seite in 4⁰.**
»Schönes Schreiben an einen Hofrath ⟨wohl Rochlitz⟩, dem er sich außerordentlich anerkennend und günstig über die Spohrsche Sinfonie ausspricht.« (Vgl. Autographenkatalog von Otto August Schulz, Leipzig, Nr. XIX ⟨1890⟩, Nr. 259.)

1814

2. **Leipzig, in der Fleischergasse im goldnen Herz. D. 7ᵗ May 1814. 1 S. in 4⁰. (gez.: „Hoffmann, Musikdirektor.“)**

»An den Verlagsbuchhändler Joh. Fr. Cotta in Stuttgart, bei dem er unter Berufung auf sein Buch „Fantasiestücke in Callots Manier" und die beigelegte Vorrede von (Jean Paul) Richter, sowie seine Aufsätze in der „Allg. musik. Zeitung" anfragt, ob er geneigt sei, „auf einen unter dem Titel: Die Elixiere des Teufels geschriebenen Roman ganz besonderer Art zu reflektiren"« usw. (Vgl. Autogr. Katalog 204 ⟨1918⟩ von Liepmannsohn, Berlin. Nr. 510. Desgl. Auktionskatalog L vom 6. Febr. 1919 von Henrici, Berlin, Nr. 475.)

1815

3. **Berlin, 24. Januar 1815. 1 S. in 4⁰. Mit Adresse und eigenhändiger Federzeichnung auf der 3. Briefseite.**

»Humorvoller Brief an Herrn C. F. Kunz in Bamberg, seinen ersten Verleger, den er bittet, „schleunigst sechs Exemplare meiner Fantasiestudien ⟨so! wohl verlesen für =stücke⟩ in Leipzig anzuweisen, und mir sie gefälligst auf Rechnung zu stellen." — „Fouqué ist eben angekommen und braut heute den 24. Jan. 1815 Abends 8 Uhr als an meinem Geburtstage, in meiner Geburtsstunde (es sind jetzt 38 Jahr her, als ich gebohren wurde) bey mir in der Französischen Straße No. 28 zwey Treppen hoch Punsch. Wollen Sie nicht auch ein bischen herüberhuschen? Adio Werther! Hoffmann."«

⟨Die Zeichnung, in dem betr. Katalog abgebildet, stellt eine Punschtasse dar, in derem aufsteigenden Dampfe allerlei geflügelte Geisterchen tanzen. In den Dampfwolken stehen die geschriebenen Worte „Sie gehn in alle Welt und lehren alle Heiden." Unter der Tassenzeichnung ein gezeichneter Maßstab: „1 Fuß". Darunter die Worte: „Zeichnung eines kleinen Glühweintäschens welches der Kapellmeister Kreisler an seinem Geburtstage vom Baron Wallborn zum Geschenk erhielt."⟩

(Vergl. Aukt. Kat. LXX v. 9. Mai 1921 von Henrici, Berlin, Nr. 507.)

4. **[Berlin] 3. 8br 1815. 4 Zeilen. Mit Adresse.**

(Vgl. Kat. X von C. G. Boerner, Leipzig, Nr. 113.)

Dieser Brief ist wohl identisch mit:

[Leipzig] 3. 8br: 1815. 2 Zeilen auf einem qu. 8⁰ Blatt mit eigenhändiger Adresse.

»An den Buchhändler Fink, dem er eine Zeitschriftenbestellung aufgibt.« (Vgl. Kat. 2 von Henrici ⟨ca. 1909⟩ Nr. 209.)

1816

5. **[Berlin] 26. IX. ⟨Sept.⟩ 1816. 1 S. in quer 4⁰.**

»An Dümmler. Bittet um Ansichtssendung des „Taschenbuches der Liebe und Freundschaft", da er von Schulze ⟨richtig: Schütze⟩ zur Mitarbeit aufgefordert ist.« (Vgl. Kat. 234 ⟨ca. 1912⟩ von Stargardt, Berlin, Nr. 404.)

6. **Berlin, 6. XI. 1816. 1 S. fol.**

»„Gehorsamste Anzeige". „Bittet einen hohen Präsidenten um Substituten, da krank."« Vgl. Kat. 86 Liepmannsohn [1890] Nr. 110.)

1817

7. **o. O. u. D. [Berlin, 10. Juni 1817] gez.: „Hffm." 1/2 enggeschriebene Seite in fol.**

»An die Red. des Dramaturgischen Wochenblatts. „Eben war ich bei Ihnen . . . um mich darnach zu erkundigen ob ich denn nicht jetzt das Honorar für die K⟨unst⟩ V⟨erwandten⟩

im Dram: W. B. einziehen kann . . . Die Hrn: Red: mögen sich durch prompte Zahlung des Hon: einen rüstigen Arbeiter, der wie zum Ragout den nöthigen Pfeffer, die unerläßlichen Schnörkel (!) spendet . . . erhalten."« (Vgl. Versteigerung Liepmannsohn 43 am 21. Nov. 1913, Nr. 344. — Derselbe, Kat. 184 (1913), Nr. 325. — Derselbe, Kat. 188, Nr. 242. — Derselbe, Kat. 190 (1916) Nr. 794. Als Curiosum sei mitgeteilt, daß der Brief immer billiger wurde, da er keinen Abnehmer fand: in Katalog 184 kostete er 90 Mark, in Kat. 188 nur 75 und in Kat. 190 gar 60 Mark.)

8. 2. Sept. 1817. 1 S. in 8⁰ [ohne jede weitere Angabe].
Vgl. Albert Cohn, Berlin, Versteig. Wend. v. Maltzahn am 27. II. 1890. Nr. 399. — Dann: Rich. Bertling, Dresd. Aut. Aukt. a. 24. April 1890, Nr. 195.)

9. o. O. 12. 7 br. [18]17. 7 Zeilen in 8⁰ (gez. „Hoffm.").
»Er erbittet 1 Exemplar der „Kunstverwandten" aus den dramaturgischen Blättern.« (Vgl. Versteig. Liepmannsohn 43 am 21. Nov. 1913, Nr. 345. — Derselbe, Kat. 184 (1913) Nr. 327.)

10. 11. Nov. [18]17. 1/2 S. in gr. 8⁰. (gez. „Hoffmann").
»An seinen Verleger Reimer. Er bittet um eine Abschlagssumme für seine „Kindermärchen".« (Vgl. Versteig. Liepmannsohn 34 vom 19. Mai 1904, Nr. 691. — Genau so zitiert in BW II, 291 („aus dem Gedächtnis").)

11. 15. Dezbr. [18]17. 1 S. in 4⁰ mit eigenhändiger Adresse (gez. „Hoffmann").
»Brief an Brockhaus betr. einen zu liefernden Beitrag für das Taschenbuch „Urania."« (Vgl. Henrici, Auktion II vom 6. Mai 1910, Nr. 88. — Derselbe, Kat. VII Nr. 374 und Kat. X Nr. 343. — Dieser Brief wurde bereits am 21. Mai 1894 auf einer Auktion von Alb. Cohn in Berlin (Nr. 61) versteigert.)

1818

12. 24. Juni [1818]. 1 S. in 8⁰ (gez. „A. H.").
»Bittet um Übersendung von 70 Thlrn.« (Vgl. Autogr. Versteig. 41 von Liepmannsohn am 27. März 1913, Nr. 1326. Desgl. Kat. 7 von Henrici, Nr. 375, ohne Angabe des Inhalts.

13. 24. November 1818. 3/4 S. in 8⁰. 9 Zeilen.
(Vgl. Kat. 86 Liepmannsohn [1890] Nr. 109.)

1819

14. 21. Jan. 1819. 1 S. in 8⁰ [an ?].
Der in dem unten genannten Katalog faksimilierte Brief lautet:
„Empfangen Sie, verehrteste See! beifolgendes Werklein von Ihrem ergebensten in Ihre Zaubereien verstrickten Diener! — Eigentlich sind diese Duettinen schon vor neun Jahren komponirt in einer schöneren Künstlerzeit — Anch'io son'stato in Arcadia! — aber erst in diesem Augenblick mittelst der Bemühungen eines Hebräers ans Licht der Welt getreten, wie Sie aus der Nässe des Papiers, die ich nicht vergoßenen Thränen zuzuschreiben bitte, vermerken werden. — Der Inhalt ist ganz entsetzlich, ordentlich bis zur Angst zärtlich — lauter Liebesweh — Noth und Jammer! — Singen Sie indeßen die Duettinen mit Papachen, so hat das weiter nichts zu bedeuten, und komt einmal künftig ein andrer — I nun! — Mich gehorsamst Ihrem gütigen Wohlwollen, Ihrer Freundschaft empfehlend

Hoffmann

d. 21 Jan 19"

(Vgl. Aukt. Kat. XVII v. 14. März 1911 von Max Perl, Berlin, Nr. 73.)

15. **Berlin, 27. May 1819. 1 S. in 4⁰.**
»Interessanter Brief an seinen Verleger, dem er das Manuskript zu einer Erzählung ⟨schickt⟩ u. ihn um baldigste Übersendung des stipulirten Honorars von 3 Frd'or pro Druckbogen bittet.« (Vgl. Kat. X von G. Heß & Co. München, Nr. 123, wohl Ende der 80er Jahre).

16. **Berlin, [ohne Datierung?] 1819. 1 S. in 4⁰. An Hofrath Winkler.**
(Vgl. Aukt. von Stargardt am 30. März 1903, Nr. 155. — Der Brief ist vielleicht identisch mit BW II, 387.)

1821

17. **Berlin, 6. Januar 1821. 1 S. in 4⁰. Mit Adresse. An [den Leihbibliothekar] Kralowsky, Berlin.**
»Bittet um verschiedene Bücher, die er zu seinen Arbeiten benöthigt. — „Können Sie auf diese Weise einem armen bedrängten Autor die gehörigen Krücken unter die Arme stemmen, so ist das wieder ein gutes Werk, das Ihnen nothwendiger Weise auch zur litterarischen Seeligkeit verhelfen muß!" — — und als Nachschrift: „Wahrscheinlich sterb' ich bald, denn ich habe mich dies Jahr noch nicht ein einziges Mal in der Jahreszahl verschrieben."« (Vgl. Schulze, Leipzig, Auktion von Rüstner am 27. X. 1892. Nr. 435. — Gerade der Verlust dieses Briefes ist für die Forschung sehr zu bedauern, da die Kenntnis der Bücher, die Hoffmann bestellt hat, für die Aufschließung seiner Quellen sehr wichtig gewesen wäre. Die Briefe an Kralowsky, von denen fünf mit vollem Text bekannt geworden sind (vgl. Müllers BW) sind in einem ganz eignen scherzhaften Ton geschrieben, aus dem man ersieht, daß dieser Leihbibliothekar ein Mann ganz besondrer Art gewesen sein muß. Hoffmann behandelt ihn wie seinesgleichen, quasi als einen geistig und literarisch Mitstrebenden, spricht sehr höflich zu ihm und siegelt sogar die Briefchen. Dabei schlägt er aber einen leicht ironisch gefärbten, humoristischen Ton an. In einem Brief vom 5. Februar fragt er seinen „verehrten Freund": „Haben Sie mein sicher wahnsinniges Buch, den Zaches, schon gelesen?" Danach muß der literarisch interessierte Kralowsky an den früheren Werken Hoffmanns schon einige Kritik in gleichem Sinne geübt haben. Dafür, daß Kralowsky, den Rellstab einmal „den Besitzer der besten und vollständigsten Leihbibliothek" in Berlin nennt, ein sonderbarer Mensch gewesen sein muß, finde ich auch einen Beleg in H. v. Sybels „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit" (Leipzig, 1884. S. 31). So schreibt Uechtritz am 23. November 1821 an seine Eltern aus Berlin, wo er als junger Student gerade angekommen ist: „Röchy hat bedeutendes mimisches Talent. Er würde ein guter Komiker im besten Style geworden sein — nichts ist ergötzlicher, als ihn irgend ein Original z. B. einen poetischen Bücherverleiher hier, Krallovsky ⟨so!⟩ genannt, darstellen zu sehen." Diese Charakteristik beleuchtet Hoffmanns Verhältnis zu seinem Leihbibliothekar vollkommen, es war offenbar eine Figur ganz nach Hoffmanns Geschmack, die er vielleicht auch einmal als Modell gewählt hat. Schon aus Hoffmanns Briefchen an ihn leuchtet Kralowskys unermüdliche Dienstbeflissenheit und das Bewußtsein eignen Wertes heraus. Ich selbst besitze ein kurzes Schreiben Hoffmanns an Kralowsky vom 15. Dezember 1818, das bereits in BW II, 317 f. mitgeteilt ist.)

18. **[Berlin] 22. May 1821. 1 S. in 8⁰. Als Unterschrift [ein] gezeichnetes Porträt. Überschrift abgeschnitten.**
(Vgl. A. Bock, Rudolstadt. Kat. III Nr. 68 ⟨1888⟩.)

19. [Berlin] 1. Dezember 1821.
(ebenda Nr. 69; da mit P (= Stück) bezeichnet, handelt es sich offenbar um die geschriebene Todesanzeige des Vaters Murr, vgl. BW II, 450. Müller giebt sein Facsimile nicht nach dem Original, sondern nach einem Facsimile in Dorows „Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen", Berlin 1837. Heft 3 Nr. 19 c. Die Dorowsche Autographensammlung wurde am 25. Januar und am 28. September 1847 zu Frankfurt a. M. versteigert (s. u.).)

1822

20. [Berlin] 12. Januar 1822. 2 S. in 4⁰. Mit Adresse.
»An seinen Verleger, dem er Manuskripte übersandt hat und in Aussicht stellt. „Mit meiner Gesundheit geht es, Gott sey gedankt, ganz vortrefflich".« (vgl. Henrici, Auktion XLVI vom 13. Sept. 1918, Nr. 460.)

21. Berlin, 27. Februar. 1 S. in 4⁰ an Wilmans.
(Vgl. C. G. Boerner, Autographensammlung Carl Geibel, Versteigerung am 3. Mai 1911, Nr. 468. Der Brief stammt ursprünglich aus der Sammlung des Prof. Dr. Karl von Halm, s. Zt. Direktor der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, wo er sich mit einem Gutachten Frdr. Wollank's über Hoffmanns Komposition der Brentano'schen „Lustigen Musikanten" (vgl. BW II, 680 f.) zusammenbefand (vgl. Collectio Halmiana. Verzeichniß der Autographensammlung, die am 21. Mai 1883 zu Leipzig versteigert wurde. II. Abt. Nr. 303). — Der Brief kam 1913 u. 1915 (Henrici) und 1918 (Liepmannsohn) wieder zum Verkauf. In Henricis Katal. 15 wurde er 1913 in Facsimile wiedergegeben: Der Anfang ist von Hoffmanns Gattin geschrieben und lautet:

„Mein Mann schickt Ew. Wohlgebohren die Platte nebst dem Probe Abdruck. Mit nächster reitender Post erfolgt der Schluß des Märchens. Hochachtungsvoll

Berlin den 27 Februar 1822 Michelina Hoffmann."

Dazu setzte der totkranke Gatte in mühsamer, kritzeliger Handschrift die schwer lesbaren Worte:

„NS. Mit meiner Genesung geht es gar langsam, aber es geht selbst zur Verwunderung des Arztes! — Ich diktire den Schluß des M(ährchens) mit geschloßnen Augen — Hr. Thiele wünscht die Abdrücke auf ungeleimtem Papier weil sie sich beßer ausnehmen und die Platte länger hält — bitte die 8 Frdr (d'or) bald gütigst anzuweisen — Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft und gütigem Wohlwollen Hf"

Es handelt sich um das Märchen vom „Meister Floh". Herr Thiele war der Stecher des von Hoffmann gezeichneten Umschlags mit den zwei mikroskopisch vergrößerten Flöhen. — Dieses rührende Dokument aus Hoffmanns letzter Leidenszeit ging 1913 nicht für M. 100.— weg und erschien deshalb 1915 wieder für M. 80.—. Auch in diesem Kriegsjahre wurde es nicht an einen Privatmann verkauft und kam dann 1918 zum beinahe doppelten Preise wieder in den Handel.

22. [Brief mit falscher Datierung, ein Versehen des Antiquars oder Druckers.] Berlin, 6. XI. 1825 (so!) 1/2 S. in 8⁰ mit Adresse und Siegel. An Dümmler].
»Betrifft den Druck eines seiner Werke und Bitte, ihm mit 20 Friedr. d'or „unter die Arme zu greifen".« (Vgl. Alb. Cohn, Berlin, Auktion vom 20. Mai 1895, Nr. 593.) Dieser Brief ist wohl identisch mit einem undatiert angeführten Brief (1/2 S. in 8⁰.) in Kat. 187 von Stargardt, Berlin (1893), Nr. 271, worin es heißt: „. . . Aber! theuerster Freund! Ihrem Autor ist ganz unerwartet eine Post ausgeblieben, auf die er rechnete, könnten Sie ihm wohl mit 20 Friedr.d'or unter die Arme greifen?"

Briefe ohne oder mit ungenauer Datierung, so daß nicht festzustellen ist, ob sie im BW enthalten sind.*)

23. 1811 1 S. in 8⁰. (Vgl. B. S. Berendsohn, Hamburg, Kat. I, Nr. 1231, etwa Ende der 80er Jahre.)

24. 1815 Bamberg [? entweder Bamberg 1813, oder Berlin 1815]. 1 S. in 8⁰. An Fouqué. (Vgl. List & Franke, Leipzig, Auktion Hofmeister vom 13. XI. 1893, Nr. 322. — Für das Jahr 1815 bringt BW mehrere Briefe an Fouqué, für das Jahr 1813 aus Bamberg (Januar bis April) keinen. Es ist wahrscheinlich, daß eher die Jahrzahl als der Ort falsch gelesen wurde.)

25. — Berlin. 3 S. in 4⁰. An Hippel. (Vgl. A. Cohn, Berlin, Kat. 172 (1886) Nr. 745a. — Zwei Briefe Hoffmanns an Hippel aus dem Jahre 1815 in BW sind nicht nach dem Original, sondern nach Hitzigs Abdruck von Hippels Abschrift wiedergegeben, nur ein Brief vom 18. VII. nach dem Original.

26. 1818 1 S. in 8⁰. (Vgl. den in 25 genannten Katalog Nr. 745b mit Vermerk: „Sehr interessant und biographisch wichtig".)

27. 1820 Berlin, 10. Mai 1820. 1 S. in 8⁰. Mit Adresse. (Vgl. Alb. Cohn. Kat. 188, Sammlung Hans Reimer-Berlin, 1888, Nr. 252. — Derselbe Brief kam bei dem gleichen Antiquar auf die Versteigerung Wend. v. Maltzahn am 27. II. 1890, Nr. 400. — Vielleicht identisch mit dem Brief an Engelmann, vgl. BW II, 410.)

28. 1821 1 S. in 8⁰. (Vgl. Lepke, Berlin, Auktion Wagener a. 26. II. 1878, Nr. 751.)

29. — Berlin, 1 S. in gr. 8⁰, eng vollgeschrieben. An den Verleger des „Meister Floh". (Vgl. Liepmannsohn, Auktion am 8. III. 1886, Nr. 737.)

30. ohne Ort und Datum. 1 S. in 8⁰. (Vgl. O. A. Schulz, Leipzig. Kat. 17 ⟨1887⟩ Nr. 410.)

31. Ebenso. 1/2 S. in 8⁰. (Vgl. St. Goar. Frankf. a. M. Kat. 74 ⟨ca. 1880—1890⟩ Nr. 245.)

Anhang

A.

Briefe, die im BW nicht nach dem Original sind

1.

Ein Brief an Rochlitz vom 8. März 1810. Vgl. BW II, 73, wo er nach Holteis Abdruck wiedergegeben ist. Das Original liegt auf dem Germanischen Museum in Nürnberg, das mir eine diplomatisch getreue Abschrift gestattete. Die Abweichungen des Holtei-Müllerschen Drucks sind belanglos. Z. B.: BW II, 74 Zeile 1 „jetzigen" statt „jetzt". Z. 6 „wünsche" statt „wünschte". Z. 21 „den" ist gesperrt zu setzen. Z. 25 nach „bald" ist ein „und" einzuschieben.

*) Diese Ungenauigkeit geht auf Rechnung des Antiquars, nicht Hoffmanns.

2.

Ein Brief an Fouqué vom 4. Oktober 1812. 1 volle Seite in 4⁰, eng geschrieben, 26 Zeilen. (Das Original bei Henrici, Auktion XV vom 19. Mai 1913, Nr. 416. — In BW nach Kletkes Abdruck.)

3.

Ein Brief an Kunz vom 24. Mai 1815. 2 S. in Fol. (Das Original bei Liepmannsohn, Auktion 41 am 27. März 1913, Nr. 1325. — In BW nach dem Phoenix.)

B.

Ein unbekannter Hoffmannbrief aus dem Jahre 1801.

Unter meinen alten Notizblättern fand ich die Abschrift des folgenden Briefes, von dem ich heute nicht mehr sagen kann, auf welche Weise ich zu seiner Kenntnis gelangt bin und wer der Besitzer desselben ist. In BW ist er nicht aufgeführt, der überhaupt keinen Brief Hoffmanns aus dem Jahre 1801, zu welcher Zeit er sich in Posen befand, bringt. Vor dem Jahre 1803 bringt BW überhaupt keine andern Briefe Hoffmanns als die an Hippel. So wenig interessant dies Stück an sich sein mag, so muß er doch in die Reihe der übrigen Briefe eingeschoben werden. Ich teile ihn genau nach der mir vorliegenden Abschrift mit, die ich selbst nach dem Original vorgenommen habe:

„Mit der größten Ungeduld erwarte ich täglich die Summe Geldes, welche schon den 22t Junius in Posen an meinen dortigen Bevollmächtigten gezahlt werden sollte. In diesen Tagen muß nun aber das Geld bestimmt eingehen und auf der Stelle werde ich dann, Werthgeschätztester Freund! meine Schuld berichtigen. Wie unangenehm mir es ist, nicht pünktlich seyn zu können, kan ⟨so!⟩ ich nicht genug sagen, indessen da mir auch noch außer jener Post andre Gelder eingehen müssen, so werde ich wie gesagt in diesen Tagen alles gut machen können.

7 Juli 01 Ihr ergebenster

Hoffmann."

Sollte jemand über die Herkunft dieses Briefes Bescheid geben können, wäre ich für eine kurze Mitteilung dankbar.

C.

Wie Hoffmann-Autographen bewertet wurden

Bis um die Jahrhundertwende, von wo ab die handschriftlichen Hoffmannbriefe eine immer steigende Bewertung erfuhren, waren sie für sehr wenig Geld zu haben. Im Januar 1847 wurde zu Frankfurt am Main anläßlich der Versteigerung der Dorow'schen Sammlung ein Hoffmann-Autograph mit 6 Gulden, 30 Kreuzern bezahlt, im September zahlte man für zwei weitere Stücke aus der gleichen Sammlung je 3 Gulden, 24 Kreuzer und 3 Gulden, 12 Kreuzer (diese Summe wahrscheinlich für die von Hoffmann selbst geschriebene Todesanzeige des Katers Murr, vgl. in unserer Liste Nr. 19). — Auf einer Leipziger Auktion im Jahre 1852 zahlte man für einen Hoffmannbrief einen Reichsthaler, im Jahre 1855 einen Thaler, sechs Neugroschen und im April 1856 nur 28 Neugroschen. Ich kann allerdings nicht sagen, um welche Stücke es sich in den einzelnen Fällen gehandelt hat, worauf es ja eigentlich ankommen müßte. Einen Beleg besitze ich für ein zwei Seiten langes Manuskript in Quart, das auf der 1854 zu Leipzig stattgehabten Auktion der Sammlung des Oberpostdirektors Ch. G. von Hüttner ganze vier Silbergroschen brachte. In den achtziger

Jahren wurde dann allerdings für ein kleineres Manuskript 8 Mark, für einen kurzen Brief 4 Mark bezahlt. Aus der Zwischenzeit von 1856 bis 1878 besitze ich leider keine Belege, die sich aber ein Interessent wohl unschwer beschaffen könnte. Im Jahre 1888 wurde das von uns unter Nr. 19 genannte Stück, wahrscheinlich Murrs Todesanzeige, um 9 Mark verkauft. Die Briefe wurden in dieser Zeit mit etwa 4 bis 6 Mark bewertet. Diese Bewertung blieb bis hoch in die neunziger Jahre ungefähr die gleiche. Ganz besonders schöne Stücke kamen auf 12 bis 24 Mark zu stehen, ja der schöne lange Brief Hoffmanns vom 14. Nov. 1807 an den Musikhändler Kühnel kostete im Jahre 1890 bereits 30 Mark.

Erst mit dem Erscheinen der Grisebachschen Gesamtausgabe und dem allmählichen Erwachen des allgemeinen Interesses für Hoffmann stiegen die Preise zusehends. Vom Jahre 1905 etwa ab konnten sich nur noch reiche Leute ein Hoffmann-Autogramm kaufen, die Enthusiasten und Forscher, welche das Interesse erst erweckt hatten, mußten nun betrübt aus der Reihe der Sammler ausscheiden. In der letzten Zeit vor dem Kriege kam ein Stillstand, ja ein Zurückgehen der Preise, wohl aus dem Grunde, weil plötzlich auffallend viel Hoffmann-Autographen auftauchten und die Zahl der interessierten Käufer sehr gering war.

Bücherbesprechungen

Hoffmann, E. T. A., Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. Musarion Verlag München (o. J. = 1922. 4⁰. einschl. Vortitel u. Titel 429 S.).

Diese auf gutem Papier, in der alten Schwabacher gedruckte Ausgabe ist mit zahlreichen ganzseitigen Zeichnungen von Alphons Woelfle geschmückt. Woelfle ist mir stets eine sympathische Erscheinung unter den neueren Zeichnern gewesen, besonders wegen des starken Stimmungsgehaltes, den er seinen Bildern zu geben verstand. Das Figürliche wußte er trefflich seinen landschaftlichen Staffagen anzupassen. Auch in diesen Zeichnungen zu Hoffmanns Hauptwerk ist er da, wo das landschaftliche Moment stärker hervortritt, kraftvoll und eigenartig, und er kommt mit Hoffmanns Roman in keinen Konflikt. Einige Zeichnungen, besonders die, welche die Katergeschichte begleiten, sind wirklich von nicht gewöhnlichem Reiz. Die Illustrationen zur Kreislergeschichte jedoch sind nicht immer im Geiste Hoffmanns und könnten ebensogut einem beliebigen andern Roman beigefügt werden. Es ist merkwürdig, daß gerade die Künstler, die man als geborene Hoffmannillustratoren zu bezeichnen geneigt war, bevor sie als solche hervorgetreten waren, später nach Abgabe einer diesbezüglichen Talentprobe enttäuscht haben. Der wirkliche Illustrator Hoffmanns ist noch nicht auf den Plan getreten.

Hoffmann, E. T. A., Lebensansichten des Katers Murr. Buchschmuck und 8 farbige Originallithographieen von Maximilian Liebenwein. Amalthea Verlag. Zürich, Leipzig, Wien. Kleine Amalthea-Bücherei, IV. Reihe, 1. u. 2. Band. Mit [kurzem] Nachwort von R. v. Schaukal (o. J. = 1922. 12⁰. Doppeltitel, 2 Bl., 367 S., 1 Bl.). Pappband: M. 700.—.

Nur die Katergeschichte, ohne Kreislers Biographie. Ein hübsches Kinderbuch, schon der vielen in den Text gedruckten Illustrationen und der acht ganzseitigen bunten Bildchen wegen, über die man sonst keine Worte zu verlieren braucht. Man sollte endlich einmal mit diesen illustrierten Hoffmannbüchern aufhören.

Hoffmann, E. T. A., Das Majorat. Eine Erzählung. Mit 14 Originallithographien von Julius Zimpel. Kunstverlag Anton Schroll & Co. G. m. b. H. Wien (o. J. = 1922. 16⁰. einschl. Vortitel u. Titel 181 S.).

Warum der Verlag Herrn Julius Zimpel für besonders geeignet gehalten hat, Hoffmanns „Majorat" zu illustrieren, entzieht sich unserer Kenntnis.

Hoffmann, E. T. A., Musikalische Werke. Herausgegeben von Gustav Becking. Bd. I: Vier Sonaten für Pianoforte. C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann) (o. J. = 1922. 4⁰. einschl. Titel 61 S.).

Es ist freudig zu begrüßen, daß endlich ein deutscher Musikverlag den Mut gefunden hat, Hoffmanns musikalische Werke herauszugeben, und ebenso, daß er einen Herausgeber gewonnen zu haben scheint, der mit aller Liebe zur Sache am Werke ist. Die umfangreiche Vorrede zu diesem vorliegenden ersten Band zeugt von ernster Einfühlung und der notwendigen Sorgfalt. Dazu kommt ein schönes Verständnis für den Komponisten und aufrichtige Liebe zu dessen Schöpfungen. Mit dieser Ausgabe wird endlich der Weg zu Hoffmanns Gefühlswelt gebahnt. Wir werden bei Fortschreiten derselben uns noch ausführlicher mit ihr zu befassen haben.

Hoffmann, E. T. A., Musikalische Dichtungen und Aufsätze. 1922. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart (8⁰. einschl. Vortitel und Titel 372 S.).

Diese für ein breiteres Publikum ganz populär gehaltene Ausgabe bringt neben einigen, das musikalische Gebiet streifenden, Dichtungen wie Don Juan, Die Fermate, Die Automate (ja sogar Rat Krespel, Der Kampf der Sänger u. a., wodurch der Herausgeber Adolf Spemann die Grenzen weiter zieht als seine Vorgänger H. vom Ende und Edgar Istel), die Kreisleriana und einige musikkritische Aufsätze, z. T. im Auszug, dies mit der Absicht, aus den Rezensionen heute vergessener Werke „die Abschnitte von allgemeiner Bedeutung herauszulösen". Die angefügten bibliographischen Nachweise sowie das kleine Register wird mancher Leser dankbar begrüßen. Ob aber das Fehlen jeglicher Anmerkung (oft zur Erklärung dringend nötig) gerade bei einer für weite Kreise berechneten Ausgabe angebracht ist, möchte ich dahingestellt sein lassen; jedoch ist die Schwierigkeit bei der richtigen Sichtung eines Kommentars wohl maßgebend für einen solchen Verzicht gewesen, nicht aber die Furcht, durch einen „gelehrten Apparat" (denn von einem solchen kann natürlich keine Rede sein) belastend und störend zu wirken.

Herausgeber: Carl Georg von Maassen / Verlag: Erich Lichtenstein, Weimar

NEUE ANTIQUARIATSKATALOGE

‹Kataloge ſind zur unentgeltlichen Aufnahme in dieſe Abteilung in je einem Exemplar ſofort nach Erſcheinen ſowohl an den Verlag in Weimar als an den Herausgeber in München zu ſenden.›

JOS. ALTMANN, BERLIN W. 10 / Anzeiger Nr. 8: Kulturgeſchichte, Kunſtgeſchichte. 383 Nrn.

JOS. BAER & CO., FRANKFURT A. M. / Nr. 683. Deutſche Literatur von 1500–1750. 594 Nrn.

DAS ANTIQUARISCHE BUCHKABINETT, CHARLOTTENBURG / Nr. 2: Illuſtrierte Bücher des 15.–19. Jahrh. 388 Nrn. / Nr. 3: Deutſche Literatur. 612 Nrn.

FRDR. COHEN, BONN / Nr. 126: Deutſche Literatur, Germaniſtik. 1954 Nrn.

CREUTZER, KÖLN / Rheiniſcher Antiquarius Nr. 7, 8, 9, 10: Alte Drucke, Literatur, Kunſt, Geſchichte, Theologie uſw. 1045, 1221, 841 und 760 Nrn.

ELSAESSER & HARTMANN, HEIDELBERG / Nr. 1: Graphik des 16.–19. Jahrh., Illuſtrierte Bücher. 588 Nrn.

A. FALKENROTH, BONN / Nr. 7: Verlagskatalog und Bücherverzeichnis. 2013 Nrn.

GERSCHEL, STUTTGART / Der Bücherkaſten. Jahrg. VIII, Nr 3–8.

GRAUPE, BERLIN W 35 / Nr. 102: Kunſt und Kunſtgewerbe. 1258 Nrn. / Nr. 103: Alte und moderne Graphik, japan. Farbenholzſchnitte. 712 Nrn.

HALLE, MÜNCHEN / Nr. 6: Originalausgaben der deutſchen Literatur. 180 Nrn.

W. HEIMS, LEIPZIG / Nr. 76.

DR. HELLERSBERG, CHARLOTTENBURG / Nr. 2: 1740–1889. Hundert Jahre deutſcher Literatur. 2103 Nrn.

K. W. HIERSEMANN, LEIPZIG / Nr. 509: Südamerika. 977 Nrn. / Nr. 512: Kunſtgeſchichte. 994 Nrn.

F. R. HOLBACH, BERLEBURG I. WESTF. / Nr. 15: Alte Drucke, illuſtrierte Bücher, Vorzugsdrucke, Erſtausgaben, Privatdrucke uſw. 1235 Nrn.

J. HORN, HAMBURG / Nr. 1: Literatur, Geſchichte, Kunſt uſw. 861 Nrn.

K. F. KOEHLERS ANTIQUARIUM, LEIPZIG / Heft 45: Neuerwerbungen. 367 Nrn.

R. LEVI, STUTTGART / Nr. 227: Wertvolle Bücher. 512 Nrn.

LIPSIUS & TISCHER, KIEL / Nr. 57, 58 59: Seltene und hervorragende Werke aus verſchiedenen Gebieten. 2168, 2157 und 2030 Nrn.

A. LORENTZ, LEIPZIG / Nr. 262 und 264: Leipziger Antiquariſcher Büchermarkt. Neuerwerbungen. 2371 und 1719 Nrn.

ANTIQUARIAT AM LÜTZOWPLATZ BERLIN W. 62 / Nr. 6. 245 Nrn.

R. MAEDER, LEIPZIG / Nr. 5: Geſchichte, Kulturgeſchichte, Geographie und Verwandtes. 930 Nrn.

FRIEDR. MEYER, LEIPZIG / Nr. 168: Verſchiedenes. 461 Nrn. / Nr. 176: Literatur, Kunſt. 502 Nrn.

ED. NAHR, KIEL / Nr. 7: Billige Bücher. 2902 Nrn. / Nr. 8: Kunſt, Muſik, Theater, illuſtrierte Werke. 1508 Nrn.

O. ROEDER, LEIPZIG / Nr. 24: Geſchichte, Geographie. 1101 Nrn.

O. RAUTHE, BERLIN-FRIEDENAU / Nr. 98: Bücher von 1700–1850. 752 Nrn. / Nr. 99: Varia. 704 Nrn. / Bibliophile Mitteilungen Nr. 1–6 / Das Autogramm. Nr. 2 bis 10: zuſammen 9051 Nrn.

FERD. SCHÖNINGH, OSNABRÜCK / Nr. 206: Galeriewerke, illuſtrierte Werke, Kunſtgeſchichte uſw. 876 Nrn. / Nr. 207: Geſchichte, Memoiren, Länder- und Völkerkunde, Literatur. 1214 Nrn.

SIEGFR. SEEMANN, BERLIN NW. 6 / Nr. 11: Illuſtr. Bücher, Kunſt, Literatur. 1444 Nrn.

IGN. SCHWEIZER, MÜNCHEN / Nr. 6: Philoſophie. 164 Nrn.

E. STRASSBERG, BERLIN-WILMERSDORF / Nr. 1: Illustrierte Werke uſw. 253 Nrn.

AD. WEIGEL, LEIPZIG / Mitteilungen für Bücherfreunde. V. Folge. Nr. 2–4. 845 Nrn.

BUCHANTIQUARIAT DES WESTENS, BERLIN W. 15 / Nr. 1: Deutſche und fremde Literatur. 623 Nrn.

A. WIEDEMANN, BREMEN / Nr. 3: Illuſtrierte Bücher. 385 Nrn. / Nr. 5: Geſchichte, Kulturgeſchichte. 438 Nrn.

v. ZAHN & JAENSCH, DRESDEN / Nr. 297: Zoologie. 836 Nrn. / Nr. 300: Schöne alte Bücher aus 4 Jahrhunderten. 893 Nrn.

GESUCHTE BÜCHER

Preis für die Zeile 30.— Mark

MARTIN BRESLAUER / BERLIN W 9
FRANZÖSISCHE STRASSE 46

Rosenkreuzer / Illuminaten / Geheimwissenschaften / Mystik / Theosophie / Täufer / Physiognomik / Kabbala / Geheimschrift / Spiritismus / Somnambulismus

Ich suche alle hierauf bezügliche Literatur in deutscher, englischer, französischer, italienischer, lateinischer und spanischer Sprache

Ferner alle frühen Einzel- und Gesamt-Ausgaben von:

Agrippa von Nettesheim / Albertus Magnus / Andreae, Joh. Valentin / Angelus Silesius / Böhme, Jacob / Bruno, Giordano / Campanella / Meister Eckart / Eckartshausen, Hofrat von / Ficinus, Marsilius / Frank, Sebastian / Gerhardt, Paul / Gichtel, Joh. Georg / Glauber, Joh. Rud. / Knorr von Rosenroth / Krüger, Joh. (Liederdichter) / Lautensack / Maimonides / Molinos / Nicolai, Phil. (Liederdichter) / Paracelsus Theoph. Bomb. v. Hohenheim / Ringwaldt, Barthol. / Rist, Johannes / Ruysbroeck / Saint-Martin / Scheffler, Johannes / Senret / Spee, Friedr. / Stiefel, Michael / Suso (Seuse) / Swedenborg / Tauler, Joh. / Thurneysser v. Thurn / Weigel, Valentin / Weishaupt, Adam

Wer deutsche Ausgaben von
Robinson Crusoe
aus den Jahren 1720—1775 besitzt,
beliebe zu bibliographischem Zwecke
kurze Nachricht zu geben an
Dr. Deneke / Göttingen.

E. T. A. HOFFMANN
DAS LEBEN EINES KÜNSTLERS

Dargestellt von WALTHER HARICH

Dritte Auflage · Zwei Halbleinenbände

Das Werk erfüllt die beiden wichtigsten Vorbedingungen für eine Dichterbiographie: es ruht auf einer gründlichen Kenntnis der Quellen, auf echter Liebe und unmittelbarem, echtem Mitfühlen und Mitschwingen. Es gab bis heute keine brauchbare Biographie Hoffmanns; die alte von Hitzig war einseitig und auch materiell ungenügend, sie entstand schon sehr bald nach Hoffmanns Tode und ist als Quelle heute noch sehr wichtig, als Darstellung aber recht ungenügend. In neuerer Zeit kam dazu noch der Versuch einer Biographie von Ellinger, in den neunziger Jahren erschienen und von mir damals geschätzt und mit Freude gelesen, weil zum erstenmal in diesem Buch Hoffmanns Musikertum eingehender und mit Verständnis behandelt war. Inzwischen hat Hans von Müller die Vorarbeiten für eine wirklich genügende Monographie geleistet und so besitzen wir nun an Harichs Werk eine Darstellung, die eine alte Lücke ausfüllt und etwas Neues und Wesentliches leistet. Die feinfühligen und sehr sorgfältigen Analysen aller Werke Hoffmanns, die in Harichs Werk stehen, gipfeln fast alle in unmittelbaren Werturteilen, und er stellt eine den bisherigen Ausgaben unbekannte Wertordnung für diese Werke auf, mit der ich mich im wesentlichen völlig einverstanden erklären könnte. So ist denn wieder ein Dichter entdeckt worden, hundert Jahre nach seinem Tode. *Hermann Hesse in der Vossischen Zeitung*

ERICH REISS VERLAG · BERLIN W. 62

HORST STOBBE VERLAG · MÜNCHEN

SELTENHEITEN
AUS SÜDDEUTSCHEN BIBLIOTHEKEN

in getreuen Nachbildungen herausgegeben unter Leitung von Dr. Ernst Freys, Abteilungsdirektor an der Bayerischen Staatsbibliothek, Professor Dr. Otto Glauning, Direktor der Universitätsbibliothek in Leipzig und Dr. Erich Petzet

Band I

DER PFAFFE AMIS

Straßburger Druck aus den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Nach dem einzigen bekannten Exemplar in der Bayerischen Staatsbibliothek herausgegeben von Dr. Karl Heiland, Direktor der Universitätsbibliothek in Erlangen. 24 S. Einleitung und Erläuterung in Buchdruck, 48 S. Faksimile-Lichtdruck mit 13 farbigen Bildern und Initialen, Kl. 4°. 1912. Geh. ca. M. 250.—

Band II

GEDRUCKTE SCHÜTZENBRIEFE

des 15. Jahrhunderts. In getreuer Nachbildung herausgegeben von Dr. Ernst Freys. 17 S. Einleitung u. Erläuterung in Buchdruck, 17 einfache u. 18 Doppeltafeln (48×68 cm) in Faksimile-Lichtdruck, vielfach beiderseitig bedruckt. Großfolio. 1912. Geh. ca. M. 300.—

Band III

TÄNZE UND CHANSONS

Pariser Tabulatur-Drucke aus den Jahren 1530 und 1531 von Pierre Attaingnant. Nach dem einzigen bekannten Exemplar in der Bayerischen Staatsbibliothek herausgegeben von Dr. Eduard Bernoulli. Bd. I—IV mit je 80 S. in Faksimile-Lichtdruck. Bd. V 40 S. Text mit 9 Doppeltafeln. Qu.-8°. 1914. Leinwand. (Schweizer) Frs. 50.—. Die Tabulardrucke für Tasteninstrumente aus der Pariser Druckerei von Pierre Attaingnant gehören zu den seltensten und wichtigsten Denkmälern aus der Jugendgeschichte der Klaviermusik

Band V

REGIMENTO DO ESTROLABIO E DO QUADRANTE

Tractado da spera do mundo. Nach dem einzigen bekannten Exemplar in der Bayerischen Staatsbibliothek herausgegeben von Dr. Joaquim Bensaude. 34 S. Text und 64 S. in zweifarbigem Faksimile-Lichtdruck. Kl.-4°. 1914. Geh. ca. M. 250.—

DIE BÜCHERSTUBE

Blätter für Freunde des Buches und der zeichnenden Künste. Herausgegeben von Ernst Schulte-Strathaus und Günther Hildebrandt. / Band I (4) 220 S. 4°. 1920—21. In handgebundenem Halbpergamentband mit durchgezogenen Bünden und handgestochenem Kapital M. 500.—, ungebunden ca. M. 250.—

DIE ERSTEN FEUERBÜCHER

DEUTSCHE GRAPHIK DES WESTENS

VON H. VON WEDDERKOP

Eine umfassende Wertung des Werkes westdeutscher Künstler in den letzten zehn Jahren. Der Textteil bringt kurze biographische und autobiographische Skizzen. Der Bilderteil umfaßt 136 Seiten! Das Buch ist auf schwerstem Kunstdruckpapier gedruckt und erstklassig ausgestattet. Titelzeichnung von Prof. Aufseeser. Einfache Ausgabe Pappband Mk. 1080.—, Luxusausgabe mit 7 Blättern Originalgraphik von Eberz, Burchartz, Rohlfs, Nauen, Babberger, Großmann, Vigener (signiert) in Handband, Ganzpergament ca. Mk. 4000.—, Halbpergament Mk. ca. 2500.—

WIE ST. ANTONII ALTAR ZU ISENHEIM DURCH MEISTER MATTHIS GRÜNEWALD ERRICHTET WARD

EIN GESPRÄCH VON FR. A. SCHMID NOERR

Mit 9 farbigen Tafeln des Isenheimer Altars in Halbleinen ca. Mk. 1200.—. Offenbarung und Bekenntnis des Menschen Grünewald in seinem Ringen ums Gottbewußtsein. Die Grünewaldsche Weltüberwindungs- und Auferstehungs-Predigt wird hier gedeutet.

PASSION

ACHT HOLZSCHNITTE VON MAX THALMANN
DICHTUNG VON ALBERT TALHOFF

Monumentale Buchausgabe des bekannten Mappenwerkes. In Pappband ca. Mk. 480.— Tiefe Menschlichkeit zieht sich motivisch durch die einzelnen Stationen der »Passion«, die ihren Ausdruck finden in dem Glauben, daß Gott mit jedem Menschen verhaftet. Dichtung und Holzschnitt klingen in gleich groß gestalteten Bildern zu tiefstem religiösen Erleben zusammen.

FEUERVERLAG A.G. WEIMAR

Im Dezember gelangte zur Auslieferung:

Das Prisma

Eine graphische Reihe

Erste Folge:

Bd. 1/2: Oskar Wilde, Der Geburtstag der Infantin und andere Märchen. Übersetzt von Ernst Sander. Mit Steinzeichnungen von Ludwig Kainer.

Bd. 3: Honoré de Balzac, Der Succubus. Übersetzt von Ernst Sander. Mit Steinzeichnungen von Ernst Stern.

Bd. 4: Theodor Storm, Eekenhof. Mit Steinzeichnungen von Friedrich Winckler-Tannenberg.

Bd. 5: Charles Dickens, Londoner Bilder. Übersetzt von Ernst Sander. Mit Steinzeichnungen von Rahel Szalit-Marcus.

Bd. 6: Diego Hurtado di Mendoza, Lazarillo de Tormes. Übersetzt von Fred von Zollikofer. Mit Steinzeichnungen von Paul Kleinschmidt.

Bd. 7: Franz Graf von Pocci, Kasperlkomödien. Mit Steinzeichnungen von Alphons Woelfle.

Jeder Band in Halbleder gebunden ca. M. 2500.— Von sämtlichen Werken wurde eine numerierte Vorzugsausgabe, auf Bütten, in Ganzleder gebunden, jede ganzseitige Zeichnung vom Künstler signiert. Preis der Vorzugsausgabe ca. M. 12000.—

Hans Heinrich Tillgner Verlag

Berlin W 35 Lützowstraße 15 Fernruf: Lützow 4398

PAUL GRAUPE
ANTIQUARIAT
BERLIN W. 35

kauft

und übernimmt zur Versteigerung ganze Bibliotheken sowie einzelne Stücke von Wert. Der Abschluß größerer Objekte erfolgt auf Wunsch an Ort und Stelle.

Schweitzer & Mohr (Wolfgang Falkenfeld)
Buchhandlung und Antiquariat

Neue deutsche Literatur / Deutsche Literatur in Erstausgaben / Kunstgeschichte
Kunstwissenschaft / Illustrierte Bücher / Vorzugsausgaben / Moderne Graphik

Besichtigung erbeten

Berlin W. 35, Potsdamerstraße 43 ✧ Fernsprecher: Lützow 9375

ERICH LICHTENSTEIN · VERLAG · WEIMAR
ABTEILUNG: ANTIQUARIAT

sucht

Erstausgaben des 18. und 19. Jahrhunderts

und

Moderne Luxusdrucke

EUPHORION VERLAG / BERLIN-CHARLOTTENBURG

DIE HEFTLADE

ZEITSCHRIFT FÜR DIE FÖRDERER DES JAKOB KRAUSSE-BUNDES

BEHANDELT ALLE GEBIETE DER BUCHKUNST / PFLEGT VOR ALLEM DIE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN

BIBLIOPHILIE UND BUCHBINDEREI

LIEFERUNG AUSSCHLIESSLICH AN DIE FÖRDERER DES BUNDES, DEREN ZAHL AUF 400 BEGRENZT IST. DER FÖRDERERBEITRAG 1922 BETRÄGT 500 MK. AUSKUNFT ERTEILT DER LITERARISCHE BEIRAT ERNST COLLIN, BERLIN-STEGLITZ, SACHSENWALDSTRASSE 25.

JOSEF ALTMANN

Buch- und Kunstantiquariat

BERLIN W. 10, LÜTZOWUFER 13

Soeben erschienen:

Katalog 23: Aus Wissenschaft und Kunst. Eine Auslese seltener und illustrierter Werke aus dem 15.—19. Jahrhundert.

Katalog 24: Kostbare französische Bücher und Autographen. Reich ausgestatteter Katalog mit 16 Tafeln. Preis des Katalogs ca. Mk. 10.—.

Katalog 25: Autographen.

Zusendung auf Verlangen.

Ich erwerbe jederzeit frühe Handschriften (besonders mit Miniaturen), Inkunabeln, schöne alte Drucke mit Holzschnitten oder Kupferstichen, Erstausgaben, künstlerische Einbände, Autographen etc.

Oskar Gerschel's Buchhandlung und Antiquariat G. m. b. H.

Stuttgart

Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.

Großes Lager wissenschaftlicher Literatur

Alte Drucke und Illustrierte Bücher

Ausgabe von Spezialkatalogen und monatlichen Verzeichnissen.

Stets reiches Lager

wertvoller Bücher

Buch-Antiquariat des Westens / Berlin W 15

Kurfürstendamm 220.

Katalog 1

soeben erschienen.

VERLAG DER STURM

BERLIN W 9 / POTSDAMERSTR. 134a

✶

Expressionistische Literatur

Expressionistische Dichtung

✶

Wer sich über die zeitgenössische Kunst unterrichten will, lese die

Monatsschrift Der Sturm

Dreizehnter Jahrgang

Erscheint am 5. eines jeden Monats

Mit

mehrfarb. Kunstbeilagen, Holzschnitten, Zeichnungen

Dauerbezug: Ein Jahr ca. 250 M., ein Halbjahr ca. 150 M. Einzelheft ca. 30 M. / Ausland ca. 500 M.

MUSARION VERLAG MÜNCHEN

E. T. A. HOFFMANN

Lebensansichten des Katers Murr

Mit 30 Federzeichnungen, Umschlag- und Titelzeichnung von Alphons Woelfle. Vollständige ungekürzte Ausgabe Halbleinen M. 500.—, Ganzleinen M. 700.—, Halbleder ca. M. 1000.—
Preise freibleibend

ROMANTIK DER WELTLITERATUR

Eine Reihe von Neuausgaben der hervorragendsten Werke der Romantik aller Völker herausgegeben von Franz Karl Ginzkey

BETTINA VON ARNIM, DAS LIEBESTAGEBUCH. Mit einem Nachwort herausgegeben von Felix Braun. In dieser Ausgabe wird ein etwas gekürzter Neudruck des ‚Tagebuchs' den Freunden der deutschen romantischen Vergangenheit dargeboten. Preis *Mark 120.—*, geb. *Mark 180.—*

JUSTINUS KERNER, DAS BILDERBUCH AUS MEINER KNABENZEIT. Mit einem Vorwort herausgegeben von Robert Hohlbaum. Diese Selbstbiographie Justinus Kerners braucht man nicht einmal mit den Augen des Literaturkritikers, sondern nur mit denen des genießenden Lesers zu betrachten, um daran seine helle Freude zu haben. Preis *Mark 120.—*, geb. *Mark 180.—*

E. T. A. HOFFMANN, BRIEFE. Eine Auswahl
Herausgeg. und eingeleitet von Richard Wagner. Diese Auswahl hat keine wissenschaftlichen Ziele. Sie bezweckt nur, Hoffmanns Briefe einem weiteren Publikum ohne den umständlichen Apparat literarhistorischer Forschungsdetails zugänglich zu machen. Preis *Mark 160.-*, geb. *Mark 220.-*, Halbleinen *Mark 240.-*, Halbfranz *Mark 500.-*

PROSPER MÉRIMÉE, DIE SEELEN IM FEGEFEUER oder Die beiden Don Juans. Mit einem Vorwort herausgegeben von Erwin Rieger. Als Held der Erzählung erscheint kein Geringerer als Don Juan, aber nicht Don Juan Tenorio, sondern Don Juan de Marana, auch ein Wollüstling, nah mit dem andern verwandt. Ursprünglich ein guter Junge, der den Versuchungen unterliegt, von Stufe zu Stufe immer tiefer ins Verbrechen gerät und schließlich bekehrt zu Kreuze kriecht. Preis *Mark 120.—*, geb. *Mark 180.—*

RIKOLA VERLAG A.-G. * WIEN * MÜNCHEN * LEIPZIG
MÜNCHEN, KÖNIGINSTRASSE 15
Preise freibleibend

DAS ANTIQUARISCHE BUCHKABINETT

Soeben erschienen

Katalog 3: Deutsche Literatur

darunter Teil III der
Sammlung Dr. Leopold Hirschberg
Katalog auf Wunsch

CHARLOTTENBURG, 2 / KANTSTRASSE 158

Ende Oktober erschien das Winterheft 1922

DER QUERSCHNITT

Herausgeber: Alfred Flechtheim und Wilhelm Graf Kielmansegg

AUS DEM INHALT

Neue christliche Kunst . . . . . *August Hoff*
Über moderne Glasmalerei . . . . . *Max Osborn*
Van Gogh's Grab . . . . . *Henri Cottereau*
In memoriam Ludwig Schames . . . . . *E. L. Kirchner*
Chagall . . . . . *Emil Szittya*
Das schwedische Ballett . . . . . *Oscar Bie*
Jazz . . . . . *George Antheil*
Tilla Durieux . . . . . *Else Lasker-Schüler*
Aus „Spielen und Träumen" . . . . . *Tilla Durieux*
Die Versteigerung Flechtheim 1917 . . . . . *Paul Cassirer*
Vorspruch . . . . . *Herbert Eulenberg*
Petits Souvenirs de Théâtre . . . . . *Jean Cocteau*
Sommertag . . . . . *Adolf von Hatzfeld*
Eine Rede . . . . . *Paul Colin*
Die Deutschen und der Herbstsalon . . . . . *Pierre Bonnard*
" " . . . . . *Le Fauconnier*
" " . . . . . *Othon Friesz*
" " . . . . . *Henri Matisse*
" " . . . . . *de Vlaminck*
Valeska Gert . . . . . *Alfred Richard Meyer*
Elberfelds Neuerwerbungen . . . . . *Walter Conen*
Die deutsche Touristen-Trophäe . . . . . *Curt C. Volkhardt*
Die Wanzenfalle am Mississipi . . . . . *Ignatz Flottner*
La Grande Cascade . . . . . *Georges Gabery*
Deutsche Film-Pleite . . . . . *Carl Einstein*
Film-Katastrophe . . . . . *Hans Siemsen*
Heimatlos . . . . . *de Vlaminck*
Champa . . . . . *Alfred Salmvey*

100 Seiten Text. 28 Seiten Kunstdrucktafeln.

Marginalien (München. Ein Gedicht der Oreka. Les „Six" u. a.) über *80 Abbildungen* nach Werken von Künstlern unserer Zeit (*Munch's Rathenauporträt*, Hofer, Kirchner, Moll, Purrmann, Kokoschka, de Fiori, Pascin, Derain, de Vlaminck, Thorn-Prikker, Kogan, Chagall und andere), von asiatischer Kunst und *Photographien* von Künstlern, Tänzern und Tänzerinnen, vom Auto-, Box- und Schupo-sport.

Preis zirka Mark 150.— bei jeder Buchhandlung

VERLAG DER GALERIE FLECHTHEIM

BERLIN W 10 DÜSSELDORF FRANKFURT A. M.
LÜTZOWUFER 13 KÖNIGSALLEE 34 GÄRTNERWEG 63

KRITIKEN: Lothar Brieger in der B. Z.: „Glossen zur Kunst der Zeit, die vielfach einmal historische Bedeutung haben können." Deutsche Allgemeine Zeitung: „— sei gerade deswegen jedem sehr empfohlen, der dem Leben unserer neueren Kunst folgen will." Geheimrat Professor Dr. Clemen: „— aber sie haben diese Mitteilungen in eine neue aparte und sehr reizvolle Form gegossen, die auch literarisch noch in höherem Maße schmackhaft ist." Hans Siemsen in der Schaubühne: „Also das ist die würdeloseste Kunstzeitschrift, die ich nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt jemals gelesen habe. Aber die wenigen Leute in Deutschland, denen das Leben immer noch genau so wichtig ist wie die Kunst, und denen ein guter Scherz lieber ist als ein mäßiges Buch, die sollten sich diesen ‚Querschnitt' mal ansehen!" Das Feuer: „Die Galerie Flechtheim veröffentlicht ein Sommerheft ihres ‚Querschnitts', jener amüsanten Zusammenstellung vielfältiger Eindrücke aus den Gebieten der zeitgenössischen Kunst und großstädtischen Kultur, die, oft ironisch entworfen und ebenso ironisch empfangen, stets amüsiert, ohne zu ärgern, klärt und vorwärtstreibt, ohne lästig zu fallen. Die Liste der Mitarbeiter ist die gleiche wie vordem, die Tafelrunde jener Getreuen, die, um den aktiven Führer geschart, die Welt als stets bereiten Spiegel ihres Selbst anzusehen sich gewöhnte."

HORST STOBBE VERLAG · MÜNCHEN

Einzelschriften zur Bücher- und Handschriften-Kunde

Herausgegeben von Dr. Georg Leidinger, Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek und Ernst Schulte-Strathaus

Band I: Die Ausgaben von Grimmelshausens Simplizissimus
Von Prof. Hans H. Borcherdt. Mit 9 teils zweifarbigen Nachbildungen. 64 S. Gr. 8°. 1921. Geheftet ca. M. 80.—

Band II: Kritisches Verzeichnis der Schriften Johann Michael Moscheroschs. Von Dr. Artur Bechtold. 82 S. mit 14 teils zweifarbigen Tafeln. Gr. 8°. 1922. Geheftet ca. M. 200. –

Band III: Hölderlin-Bibliographie. Von Dr. Friedrich Seebaß. 102 S. Gr. 8°. 1922. Geheftet ca. M. 200.—

Band IV: Die Totentänze des Mittelalters. Von Dr. W. Stammler, Professor an der Techn. Hochschule zu Hannover. Mit 18 Abb. Erscheint im Sommer 1922

Die Zeichner auf die ganze Folge erhalten eine Ermäßigung von 15 v. H. der Einzelpreise

GUSTAVE DORÉ

Bibliographie der Erstausgaben nebst kurzer Biographie des Künstlers von Dr. Arthur Rümann. In 500 Stücken hergestellt 39 S. 8°. 1921. Geheftet ca. M. 50.—

DIE INKUNABELN DES DRUCKERS DER TURRECREMATA IN KRAKAU

Eine bibliographische und typographische Untersuchung von K. v. Rózycki
Mit 3 Tafeln im Lichtdruck 49 S. 4°. 1911. Kartoniert ca. M. 80.—